

Resilienz und Posttraumatic Growth bei Migrantinnen mit Fluchterfahrung

Die Bedeutung der eigenen Kultur für die
Entwicklung und Erhaltung von Resilienz und Posttraumatic Growth
bei weiblichen Flüchtlingen



Thesis

zur Erlangung des Grades

Master of Science (MSc)

am

Interuniversitären Kolleg für Gesundheit und Entwicklung
Graz / Schloss Seggau (college@inter-uni.net, www.inter-uni.net)

vorgelegt von

Mag. Dr. Renate Schwammer, MA

Graz, im Mai 2011

Mag. Dr. Renate Schwammer, MA, Graz

renate.schwammer@isop.at

Hiermit bestätige ich, die vorliegende Arbeit selbstständig unter Nutzung keiner anderen als der angegebenen Hilfsmittel verfasst zu haben.

(Unterschrift)

Graz, im Mai 2011

Thesis angenommen

INHALTSVERZEICHNIS

ZUSAMMENFASSUNG	6
Titel der Arbeit	6
Autorin: Renate Schwammer	6
Betreuerin: Elke Mesenholl	6
Einleitung	6
Hintergrund und Stand des Wissens	6
Forschungsfrage	7
Methodik	8
Design	9
TeilnehmerInnen	10
Durchführung	10
Ausklangphase	11
Ergebnisse	12
Überblick	12
Besonderheiten	13
Diskussion	14
Interpretation der Ergebnisse	14
Folgerung auf die untersuchte Problematik und den Stand des Wissens	16
Eigenkritisches	18
Anregungen zu weiterführender Arbeit	19
Literatur	20
EINLEITUNG	21
Einführung in das Thema und Problemstellung	21
Menschen auf der Flucht	21
Flucht als Trauma und Krise	21
Paradigmenwechsel: Von der Pathogenese zur Salutogenese	22
Ziele der vorliegenden Arbeit	23
Hauptfragestellung	23
Theoretischer Rahmen - Definitionen	24
Wer ist Flüchtling – wer ist Migrant?	24
Trauma	24
Resilienz	24
Begriffsbestimmung	25
Wachsen an der Krise	26
Posttraumatic Growth	26
Die Bedeutung der Sinnggebung für die Gesundheit	27
Was verändert sich durch PTG?	28
PTG im kulturellen Kontext	28
Begriff Kultur	28
Kulturmodelle	28
Kultur als Prozess	29
Theoretische Konzepte - Zugänge	29

Resilienz als Prozess	29
Posttraumatic Growth als Prozess	30
Gemeinsamkeiten, Unterschiede, Abgrenzung	31
Resilienz	31
Unterschied zwischen den Konzepten Resilienz und PTG	32
Abgrenzung von Posttraumatic Growth gegenüber verwandten Konzepten	33
Studien.....	33
Studien zur Resilienz	33
Die Kauai Studie.....	33
Die Bonner Longitudinalstudie	34
Die Bielefelder Invulnerabilitätsstudie	34
Kritikpunkte	35
Studien zu PTG	35
Studien zur Krebsforschung	36
Empirische medizinisch-psychologische Untersuchungen	36
Gender und PTG	36
Soziale Anerkennung und PTG.....	37
Ausprägung des Traumas	37
Systematische Beziehungen zwischen PTG und psychischer Anpassung.....	37
Keine systematische Beziehung.....	37
Positiver Zusammenhang	37
Sowohl positiv als auch negativ.....	38
Negativer Zusammenhang.....	38
Vorhersagen	38
Messungsinstrumente.....	39
Resilienz.....	39
PTG	39
Untersuchungsmethoden.....	39
Qualitative (indirekte)	39
Quantitative.....	39
Kulturelle Studien und Resilienz.....	40
Resilienz und Kultur.....	40
Resilienz als kulturelles Entwicklungsmodell	41
Resilienz in unterschiedlichen Kulturen	42
Kulturelle Studien und PTG	44
Kritische Einwände.....	46
Janus-Face-Modell – 2 Komponenten Modell.....	46
PTG als Copingstrategie und als Anpassungsstrategie	48
Grenzen der bestehenden Konzepte.....	48
Fehlende theoretische Konzepte.....	48
Messinstrumente sind ungenau	48
Definitionen zu ungenau	49
Vorhersagen zu ungenau.....	49
Gefahrenpotential in der Aneignung des Begriffs „Resilienz“	49
Was für eine Rolle spielt PTG für die Psychotherapie?	49
Hypothesen.....	49
Hypothese	50
Gegenhypothese	50

METHODIK	50
Design	50
Biographieforschung	50
Biographische Selbstreflexion des Erzählers	51
Die Bedeutung des Erzählens	51
Das narrative Interview	52
Das narrative biographische Interview	52
Durchführung eines solchen Interviews	53
Rekrutierungsphase	53
Erzählaufforderung	53
Haupterzählung	53
Nachfragephrase	53
Interviewabschluss	54
Verschriftlichung	54
Grundsätzliche Überlegung zur Auswertung	54
Vorteile	54
Nachteile	54
Auswertungsmethoden	54
Angewandte Methodik	55
Auswahl der Teilnehmerinnen	55
Rahmenbedingungen der Interview-Durchführung	55
Setting	56
Durchführung des Narrativen Interviews	56
Eingangsfragen durch die Interviewerin	59
Vorlage des Bildes	59
Allfällige Nachfragen zu Resilienz	59
Nachfragen zu PTG	59
Ausklangphase	60
Kritische Reflexion der Methode und der Durchführung	60
Arbeitsschritte der Auswertung	60
Vorbereitungen	60
Hauptteil der Auswertung	61
Resilienz-relevante Dimensionen (Kulturdimensionen)	61
PTG- relevante Dimensionen	63
Grundsätzlich kommt es zu folgenden Veränderungen:	63
ERGEBNISSE	63
Befragte 1	64
Biographie	64
Rahmung: Zukunftsorientierung	64
Eingangsfrage	64
Anfangserzählung	64
Abschluss: Roter Faden	65
Dimensionen	65
Kulturdimensionen für die Erfassung von Resilienz	65
PTG-Dimensionen	68
Befragte 2	69
Biographie	69

Rahmung: Positives Denken	69
Eingangsfrage	69
Anfangserzählung	69
Abschluss: Roter Faden	70
Dimensionen	70
Kulturdimensionen für Erfassung von Resilienz	70
PTG-Dimensionen	72
Befragte 3	73
Biographie	73
Rahmung: Leistung in diesem Leben erbringen	73
Eingangsfrage	74
Anfangserzählung	74
Abschluss: Roter Faden	75
Dimensionen	75
Kulturdimensionen für Erfassung von Resilienz	75
PTG-Dimensionen	78
Befragte 4	79
Biographie	79
Rahmung: Was wartet auf mich?	80
Eingangsfrage	80
Anfangserzählung	80
Abschluss: Roter Faden	81
Dimensionen	82
Kulturdimensionen für Erfassung von Resilienz	82
PTG-Dimensionen	85
DISKUSSION	88
Interpretation der Ergebnisse	89
Resilienz	89
PTG	89
Qualitative Methoden	89
Fazit	89
Gewählte Methode	89
Resilienz-relevante Dimensionen (Kulturdimensionen)	90
PTG –relevante Dimensionen	90
Design der Interviews	91
Auswertung der Interviews	91
Gemeinsamkeiten	91
Unterschiede	92
Bestätigungen zur Hypothese	93
Widerlegungen zur Hypothese	94
Uneinheitliche empirische Lage	95
Ungeklärte Realitätsbezogenheit	95
Nicht wahrnehmbare kulturelle Dimensionen	95
Neue Fragestellungen	95
Eigenkritisches	96
Allgemeines	96
Fehlendes theoretisches Konzept	97
Fragwürdige Systematik	97
Hinterfragung der Messungsinstrumente	97
Grenzen der biographisch-narrativen Methode	97
Grenzen der Auswertung	97
Grenzen des Erzählens – Grenzen des Verstehens	97
Grenzen des gegenseitigen Vertrauens	97

<i>Resümee</i>	98
Anregungen zu weiterführenden Arbeiten	98
Gerontopsychologie	98
Geschlechtsspezifische Effekte	99
Genetik	99
Aktivierung von Resilienz	99
Die Bedeutung von interdisziplinärer Forschung	99
Gesundheitswissenschaften	99
Psychotherapie/ psychosozialer Beratung	99
Bildungswissenschaften	100
Alterswissenschaften.....	100
Migrationswissenschaften.....	100
Kultur eine Ressource für Resilienz und PTG.....	100
Schlusszitat	101
 QUELLENVERZEICHNIS	101
Bücher	101
Buchkapitel	103
Zeitschriftenartikel	103

ZUSAMMENFASSUNG



www.inter-uni.net > Forschung

Titel der Arbeit

„Resilienz und Posttraumatic Growth bei Migrantinnen mit Fluchterfahrung“

Untertitel: „Die Bedeutung der eigenen Kultur für die Entwicklung und Erhaltung von Resilienz und Posttraumatic Growth bei weiblichen Flüchtlingen“

Autorin: Renate Schwammer

Betreuerin: Elke Mesenholl

Einleitung

Nirgendwo zu Hause zu sein ist das Schicksal von Menschen, die aus politischen Gründen aus ihrer Heimat vertrieben wurden oder aus größter Existenznot ihre Heimat verlassen mussten.

In meiner 20 jährigen Erfahrung in der psychosozialen Beratung/Qualifizierung und Betreuung von Flüchtlingen und Migranten habe ich viele Flüchtlingswellen erlebt. Menschen, die alles verloren haben, Heimat, Haus, ihre Liebsten. Traumatische Erfahrungen bedeuten ein hohes Risiko für psychische Erkrankungen. Verschiedene Risikofaktoren erhöhen diese Gefahr zusätzlich. Trauma wurde in den letzten Jahren zu einem inflationären Begriff.

Selbstverständlich ist es wichtig, das Leiden wahrzunehmen, zu diagnostizieren und zu behandeln, das heißt krankmachende Aspekte wahrzunehmen. Doch oft wird in unserer Gesellschaft übersehen, dass man es dabei häufig auch mit „Überlebenden“ zu tun hat.

Nicht jedes schwerwiegende Lebensereignis, wie zum Beispiel Flucht, führt zum Trauma zu psychischen und seelischen Erkrankungen.

Hintergrund und Stand des Wissens

Verstärkt seit den 1990er Jahren hat sich in Psychologie, Pädagogik und Gesundheitswissenschaften ein Wechsel der Blickrichtung vollzogen. Angestoßen durch Langzeitstudien, besonders die Studie von Emmy Werner auf der Hawaii-Insel Kauai, und durch das Salutogenese-Konzept von Aaron Antonovsky wird nicht mehr nur auf Ursachen und Bedingungen für die Entstehung psychischer Störungen oder Verhaltensauffälligkeiten geschaut, sondern es wird versucht, Risikofaktoren und

Schutzfaktoren zu identifizieren, die für die Entwicklung und den Erhalt seelischer und körperlicher Gesundheit mit verantwortlich sind. Es entstand ein Paradigmenwechsel, sicherlich auch ausgelöst durch die WHO, die definierte, dass Gesundheit in einem sehr umfassenden Sinne als Zustand vollkommenen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens betrachtet werden soll.

Zugleich ergeben sich aus dieser Sichtweise neue Dimensionen für die Präventionsforschung zur Förderung und Gestaltung von seelischer und körperlicher Gesundheit. In den letzten Jahren hat sich vermehrt ein starkes Interesse an den Konzepten der Resilienz (Werner, 1982), der Selbstkohärenz (Antonovsky, 1987) und des posttraumatischen Wachstums (Calhoun&Tedeschi, 2001) entwickelt. Nicht von ungefähr beruhen diese Zugänge auf dem salutogenetischen Modell im Umgang mit Trauma, welches von Antonovsky in Israel mit gesunden Überlebenden des Holocaust entwickelt worden ist.

In den letzten Jahrzehnten wurde und wird Österreich mit vielen Flüchtlingsschicksalen konfrontiert. Viele der hier lebenden Flüchtlinge leiden an psychischen Erkrankungen, die die Bewältigung ihres Alltags beeinträchtigen. Die sprachliche Verständigung, kulturell begründete unterschiedliche Auffassungen von Krankheit und Gesundheit führen oft zu Missverständnissen zwischen Ärzten, Psychologen, Krankenschwestern und erschweren die medizinische Diagnose und die Therapie.

Da die medizinisch-therapeutische Praxis meist auf der pathogenetischen Sichtweise beruht, entstehen nicht nur Missverständnisse, sondern in zahlreichen Fällen auch eine Ablehnung, therapeutische Angebote anzunehmen. Dies wiederum wirkt sich in der gesundheitlichen Situation von Flüchtlingen aus. Die Entwicklungen gesundheitsfördernden sowie Präventionsmaßnahmen für Flüchtlinge stellt eine Herausforderung an unser Gesundheitssystem dar.

Durch eine salutogenetische Betrachtungsweise ist eine Weiterentwicklung und Verbesserung im Bereich der Therapie von Flüchtlingen möglich. Aus der Sicht der Autorin käme es zu einer verbesserten Teilhabe an bestehenden Angeboten im Gesundheits- und Sozialbereich für Flüchtlinge. Eine weitere Herausforderung sind ältere Flüchtlinge. Diese stellen eine schnell wachsende Altersgruppe dar, die in höherem Maße von Erkrankungen betroffen ist. Durch diese demographische Entwicklung stehen Einrichtungen der Altenhilfe in besonderem Maße vor der Herausforderung, sich ihnen kultursensibel zu öffnen, um ihren Betreuungs- und Pflegebedürfnissen gerecht zu werden. Daher wächst die Bedeutung der Entwicklung und Erhaltung von „resilience in aging“ (Resnick et al., 2011) sowie das Wertschätzen ihrer Erfahrungen, ihrer „Lebensweisheit“.

Insbesondere die komplementäre integrative Gesundheitswissenschaft mit ihrer salutogenetischen Sichtweise kann mit entsprechender Forschung einen Beitrag dazu leisten.

Forschungsfrage

Die Hauptfragestellung in dieser Arbeit gilt der Bedeutung des Faktors „Kultur“ für die Ausbildung von Resilienz und in weiterer Folge des posttraumatischen Wachstumsprozesses bei Migrantinnen, die Flucht, Migration erlebt haben. Wie gut sind Flüchtlinge in der Lage, die vorhandene Ressource „Kultur“ zum Erhalt oder zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit und ihres Wohlbefindens zu nutzen? Dies war der Orientierungsrahmen meiner vorliegenden Arbeit.

Mit den Konzepten von „Resilienz“ und „Posttraumatischer Reifung“ in Verbindung mit kulturellen Dimensionen wurde versucht, der Stärke, Widerstandskraft und Reifung in biographischen narrativen Interviews von weiblichen Flüchtlingen aus verschiedenen Kulturräumen auf die Spur zu kommen. Dieses Thema wurde aufbauend auf die gebräuchlichsten Definitionen von Resilienz, PTG und Kultur behandelt.

Bei der Definition von Resilienz wurde davon ausgegangen, dass die Entwicklung von Widerstandskraft eine Voraussetzung ist, Widrigkeiten des Alltags zu bewältigen. So ist Resilienz mehr als „Buoyancy“ (engl. für Lebenskraft, Lebensmut) wie die beiden Entwicklungspsychologen Martin & Marsh (2008) Resilienz im Alltag beschreiben. Resilienz ist auch mehr als Stärke. Resilienz hat einen Heilungsmechanismus. Eine Art psychisches Immunsystem, das seelische Schläge abfängt oder zumindest abfedert. Diese Stärke zu entwickeln, ist gerade für Menschen von großer Bedeutung, die traumatische Erfahrungen wie Missbrauch, Krieg, Folter oder Umweltkatastrophen überleben müssen und die es sogar schaffen, danach wieder psychisches Wohlbefinden zu erlangen. Resilienz ist somit ein dynamischer Anpassungsprozess an Not, Trauma, an den Widrigkeiten des Lebens (Luthar et al., 2000).

Unter der Definition von Posttraumatischer Reifung oder von in der Arbeit meist verwendeten englischen Terminus Posttraumatic Growth (PTG) ist mehr als bloßes Überleben oder Widerstand gegenüber der Verletzung, des Traumas zu verstehen. PTG ist eine Transformation (Tedeschi & Calhoun, 2004). PTG ist die Voraussetzung für die Initiierung des persönlichen Wachstumsprozesses, bei dem das schwerwiegende Ereignis die bisherigen Grundannahmen des Menschen und vorhandene Bewältigungskompetenzen übersteigt.

Kultur kann als ein Eisberg verstanden werden (Hofstede 1997), wo nur die obersten Schichten der Kulturgüter, der Verhaltensformen, sichtbar sind. Die tieferen Schichten unter der Oberfläche bestehen aus Überzeugungen, Normen, Werten, die jedoch nicht leicht auszumachen sind. Um eine Kultur zu verstehen, bedarf es einer Herangehensweise, die über die Ausdrucksformen hinausgeht und welche die zugrunde liegenden Werte und Normen erforscht, die das Denken und Handeln der Menschen antreiben. Auch wenn Werte nur im beschränkten Maße (Symbole/Helden/Riten) sichtbar sind, so beeinflussen sie dennoch das Verhalten und Denken der Menschen innerhalb einer Kultur.

Mit den kulturellen Dimensionen des Kulturpsychologen Hofstede kann gezeigt werden, wie Kultur über einen langen Zeitraum Verhaltensweisen und Werte herausbildet, welche Resilienz erzeugen. Kultur ist eine Art, mit bestimmten Herausforderungen zu leben, in bestimmten Umgebungen mit einem bestimmten Klima, bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen. Kultur ist eine menschliche Erfahrung und eine Sicht auf den Menschen. Kultur besteht aus Werten, Ideen, Normen, welche im jeweiligen kulturellen Kontext sichtbar werden und teilweise auf die nächsten Generationen weitergegeben werden.

Methodik

Das Hauptaugenmerk bestand in der vorliegenden Arbeit speziell darin, wie Resilienz und PTG unter dem Cross-Cultural Blickwinkel, das heißt aus einer kulturübergreifenden Perspektive anhand von biographisch narrativen Interviews mit weiblichen Flüchtlingen aus dem afrikanischen/eurasischen/südeuropäischen/asiatischen Kulturraum zu betrachten sind.

Wegen der Vielfalt an Resilienz-Definitionen ist es schwierig ein Verfahren zu entwickeln, das das selbe Merkmal ermittelt.

Noch schwieriger ist es einen Schlüssel zu finden, wie mentale Stärke entwickelt werden kann, um gegen Krisen gewappnet zu sein und diese meistern zu können. Pioniere auf diesem Forschungsgebiet sind die Psychologen Richard Tedeschi und Lawrence Calhoun, Professoren an der Universität von North Caroline, USA. Mit ihren Scalen (Stress-Related Growth Scale, Post Traumatic Growth Inventory) versuchen diese Forscher PTG zu messen und die Faktoren, die PTG ausmachen, sichtbar werden zu lassen.

Auch qualitative Methoden werden für die Erfassung von Resilienz und Posttraumatic Growth angewendet, sie scheinen jedoch wenig zuverlässig zu sein, wie es Linley und Joseph (2004) formulieren. Bei allen Untersuchungsmethoden stellt sich die Frage der Validität.

Die Biographieforschung (Schütze/Rosenthal, 1995) mit ihrem methodischen Instrument des biographisch- narrativen Interviews schien mir für die Erhebung von Daten, Erkenntnissen für diese vorliegende Arbeit als geeignet. Durch das biographisch narrative Interview ist es möglich Kenntnis davon zu erlangen, wie Menschen „ihre Welt deuten“ und ihr Handeln leiten.

Da die Auswertung qualitativer Interviews nach der Methode der Rekonstruktion der Fallanalyse (Rosenthal) benötigt einen zu großen Zeit und Ressourcenaufwand, so hat sich die Autorin in der vorliegenden Arbeit beim Erkennen und Zuordnen von Resilienzprozessen an den Kulturdimensionen des Kultursoziologen Hofstede sowie zur Erfassung von PTG an den fünf Dimensionen von Veränderungen an Tedeschi und Calhoun orientiert.

Hofstede unterscheidet in Bezug auf die Wertvorstellungen unterschiedlicher Kulturen folgende vier verschiedene Bereiche des menschlichen und gesellschaftlichen Miteinanders (Kulturdimensionen):

Resilienz-relevante Kulturdimensionen

- Individualismus versus Kollektivismus
- Unsicherheitsvermeidung versus Risikobereitschaft
- Maskulinität versus Feminität
- Kurzfristige versus langfristige Orientierung/Religion/Spiritualität

PTG –relevante Dimensionen

- Veränderung der Lebensphilosophie
- Veränderung in zwischenmenschlichen Beziehungen
- Veränderung der Selbstwahrnehmung
- Veränderung im Wahrnehmen von Lebenschancen
- Veränderung im spirituellen Erleben

Design

Um Menschen zum Erzählen ihres Lebens zu motivieren, können mit der Methode des narrativen Interviews Menschen erreicht werden, die ihre Lebensgeschichte erzählen.

Die Biographie wird durch Erinnern, Rekonstruieren und Erzählen erst hervorgebracht. Das Ziel heißt Selbstreflexion

Die Suche nach Resilienz ist über einen Biographie analytischen Zugang mittels narrativen Interviews möglich. Die Verfasserin dieser Arbeit stützt sich auf das narrative biographische Interview (Schütze, 1984)

Ziel der Erhebung von narrativen Interviews ist es, sich mit subjektiven Sichtweisen im Spannungsfeld von Gesellschaft und Kultur auseinandersetzen. Mit den narrativen Interviews können Veränderungen in der Biographie identifiziert werden, auch erlauben sie einen ungewöhnlich großen Lesartenspielraum. Die Schwierigkeit des narrativen Zugangs besteht in der Selektion des Erzählers.

Folgende Arbeitsschritte sind bei Durchführung eines biographischen narrativen Interviews einzuhalten.

Rekrutierungsphase

Erzählaufforderung

Haupterzählung

Nachfragephrase

Interviewabschluss

Der Abschluss dient zur Bilanzierung des Interviews

Verschriftlichung

TeilnehmerInnen

Die Auswahl erfolgte auf Grund folgender Aspekte:

- a. Geschlecht
- b. Fluchtstatus
- c. verschiedene Kulturräume (eurasisch/südosteuropäisch/asiatisch/afrikanisch)
- d. gute Sprachkenntnis der deutschen Sprache (B2 nach dem europäischen Referenzrahmen)
- e. derzeit nicht in psychotherapeutischer Behandlung
- f. Zustimmung zum Interview

Durchführung

Begonnen wurde mit der folgenden einleitenden Frage, „Mich interessiert, warum Menschen gesund bleiben oder werden trotz schweren Belastungen – und nicht, was Menschen krank macht.“

Um aber sicher zu gehen, dass die Frage auch verstanden wurde, kamen zwei verschiedene Zugänge zur Anwendung: auditiv und visuell. Die auditiv gestellte Frage wurde zusätzlich verschriftlicht und der Befragten vorgelegt. Danach wurden folgende symbolhafte Bilder gezeigt.

Sie stellen einen Weg sowie ein Tor dar. Der Weg steht für den prozesshaften Begriff Resilienz, das Tor steht für PTG „anzukommen und weitergehen“.

Mit dieser Methode können Verständnisprobleme gemindert werden, da aus der Erfahrung der Interviewerin gerade Bilder einen wichtigen Zugang zu Menschen mit Migrationshintergrund besitzen.

Daher wurde die Frage durch Bilder unterstützt. Die Gefahr besteht jedoch, dass Bilder auch negative emotionale Prozesse auslösen können – somit ist hier kultursensibel vorzugehen.

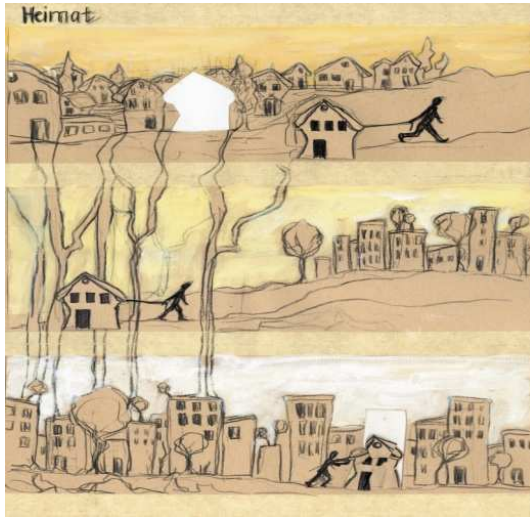


Abbildung 1: Der Weg



Abbildung 2: Das Tor

Ausklangphase

Es wurde bei allen Teilnehmerinnen nach dem Interview ein informelles Gespräch geführt, es wurde in diesen Gesprächen versucht, aufkommende Erinnerungen, unangenehme Gefühle zu besprechen um die Teilnehmerinnen nicht emotionalisiert zurück zu lassen.

(qualitative) Analyse

Die Interviews wurden im Wortlaut mit stellenweisen Zugeständnissen an die Lesbarkeit transkribiert. Der Hauptteil der Auswertung bestand darin die ermittelten Textpassagen inhaltlich zu analysieren, wobei nach relevanten Textstellen gesucht wurde, welche die kulturellen Dimensionen und Prozesse von Resilienz und PTG abbilden. Die Dimensionen der Teilnehmerinnen wurden untereinander verglichen, so dass Gemeinsamkeiten, Unterschiede sowie Zusammenhänge benannt und dargestellt werden können. Besonderheiten der Ergebnisse wurden hervorgehoben und welche dieser Dimensionen für die Darstellung von Resilienz und PTG bei den Teilnehmerinnen von Bedeutung sind. Die Autorin hat sich in der vorliegenden Arbeit hauptsächlich an den Kulturdimensionen des Kultursoziologen Hofstede orientiert. Dabei wird von folgenden Überlegungen ausgegangen: Hofstede unterscheidet in Bezug auf die Wertvorstellungen unterschiedlicher Kulturen folgende fünf verschiedene Bereiche des menschlichen und gesellschaftlichen Miteinanders (Kulturdimensionen):

Resilienz-relevante Dimensionen (Kulturdimensionen)

- a. Machtdistanz
- b. Individualismus versus Kollektivismus
- c. Unsicherheitsvermeidung versus Risikobereitschaft

- d. Maskulinität versus Feminität
Vordergrund. Die besondere Betonung ist auf Solidarität und Qualität von Beziehungen gerichtet.
- e. Kurzfristige versus langfristige Orientierung/Religion/Spiritualität

PTG- relevante Dimensionen

Bei den PTG relevanten Dimensionen wurden die fünf Bereiche der Veränderungen von Tedeschi & Calhoon für die Auswertung der Textpassagen angewandt.

Grundsätzlich kommt es zu folgenden Veränderungen:

- Veränderung der Lebensphilosophie
- Veränderung in zwischenmenschlichen Beziehungen
- Veränderung der Selbstwahrnehmung
- Veränderung im spirituellen Erleben

Ergebnisse

Überblick

Zunächst wurden die ermittelten Textpassagen inhaltlich analysiert. Jedes Interview wurde einzeln analysiert, wobei nach relevanten Textstellen gesucht wurde, welche die kulturellen Dimensionen und Prozesse von Resilienz und PTG abbilden. Die Dimensionen der Teilnehmerinnen wurden untereinander verglichen, so dass Gemeinsamkeiten, Unterschiede sowie Zusammenhänge benannt und dargestellt werden können. Besonderheiten der Ergebnisse wurden hervorgehoben.

In einem weiteren Schritt wurden die einzelnen transkribierten Interviews noch einmal aufmerksam durchgelesen. Dabei ging es darum, relevante Interviewstellen bzw. Passagen hinsichtlich der Forschungsfrage im Text zu identifizieren und den nachstehenden Kultur- und PTG-Dimensionen zuzuordnen.

Der nächste Arbeitsschritt bestand darin, die Kommentierungen noch einmal näher zu betrachten und zu prüfen, ob und – falls ja – welche dieser Dimensionen für die Darstellung von Resilienz und PTG bei den Teilnehmerinnen von Bedeutung sind.

Beispiel: Biographie von der Befragten 1

NAME	Yi
Alter	40 Jahre
Religion	Muslimin (trägt zeitweise Kopftuch)
Familiensituation	Verwitwet in erster Ehe sowie ein Kind. Beide wurden bei einem Bombenangriff auf ihr Haus

	getötet. Die zweite Ehe mit einem Tschetschenen fand in Österreich statt.
Herkunftsstand	Tschetschenien/Kaukasus
Politisches/ gesellschaftliches System/ religiöse Strukturen	Tschetschenien war 1921 ein Teil der sowjetischen Gebirgsrepublik. Ende 1991 Unabhängigkeitserklärung, die durch Russland bis heute nicht anerkannt wird. Zwei Tschetschenienkriege waren die Folge. Bis heute kommt es Kampfhandlungen und Menschenrechtsverletzungen. Im Kommunismus kam es zu einem Wertewandel. Die weiblichen Rollenbilder wurden besonders in Städten vom Kommunismus geprägt. In den ländlichen Strukturen herrschen jedoch noch patriarchalische Strukturen vor sowie ein strenger Ehrenkodex. Derzeit wird versucht, die Frauen, die durch die Kriege die „Männerrolle“ (Erwerbstätigkeit) übernahmen, in ihre alte patriarchalische Frauenrolle zurückzudrängen. Kleidervorschriften (wie z.B. Kopftücher) werden zur Regel.
Fluchtgeschichte	Yi kam allein nach Österreich. Ihren zweiten Mann, der mit seinen Brüdern und Eltern nach Österreich flüchtete, lernte sie im Flüchtlingslager Traiskirchen kennen. Rechtlicher Status: Konventionsflüchtling, Anerkennung von Asyl. Seit 1996 in Österreich.
Beruflicher Werdegang (Kurzfassung)	Medizinisch-technische Assistentin, lange Jahre im medizinischen Labor gearbeitet, in Österreich aufgrund der Dequalifizierung von Migranten nur im Reinigungsbereich tätig. Derzeit besteht der Versuch in ihrem Beruf in Österreich Fuß zu fassen.
Bildungs- Hintergrund	Yi kommt aus einem Elternhaus, wo Bildung für Mädchen einen großen Wert besitzt. Die Mutter war Deutschlehrerin, der Vater Bankdirektor. Y hat wie ihre Geschwister eine gute Schulausbildung absolviert.
Gesundheit/ Krankheit	Keine Erwähnung einer ernsthaften Erkrankung. Berichte, dass nach der Flucht eine posttraumatische Belastungsstörung festgestellt wurde, sie unterzog sich einer Psychotherapie. Derzeit in keiner psychotherapeutischen Behandlung

Rahmung: Der rote Faden, der sich durch das Interview zieht. Bei der Befragten 1 ist es die Zukunftsorientierung. „In Tschetschenien habe ich mir gedacht, warum hat der Tag so viele Stunden. Heute denke ich mir, warum hat der Tag nicht 28 Stunden, ich habe noch so viel vor“.

Eingangsfrage

Anfangserzählung und Abschluss – Es besteht ein Gestaltungszwang (Schütze, 1984), angefangene Themen auch abzuschließen.

Am Anfang und am Ende stand die Zukunftsorientierung.

„Ich weiß das, zum Beispiel morgen habe ich das, übermorgen das. Nach einem Monat ich mache das und ich habe Ziel. Und ich denke, okay, nein, lasse ich diese Vergangenheit, dann denke ich okay, jetzt Yi. hast du das. Du musst nicht zurück schauen, du musst weiter.“

Ergebnisse aus den vier Interviews (1 stündig)

Zuordnung der relevanten Textpassagen zu den kulturellen Dimensionen (Hofstede 1997)

Machtdistanz/gering/ausgeprägt/Individualismus/Kollektivismus/Maskulinität/Feminität/

Rollenverteilung/Unsicherheitsvermeidung ausgeprägt/Bereitschaft sich auf „Fremdes“ „Neues“ einzulassen/Langzeitorientierung/Zukunft-im Hier und Jetzt Orientierung/Religion-Spiritualität sowie zu PTG Dimensionen mit Kommentierungen

Zuordnung zu den relevanten PTG-Dimensionen (Tedeschi&Calhoon 1998) Veränderungen in der Selbstwahrnehmung/Veränderungen der Wahrnehmung von Beziehungen/Veränderungen in der allgemeinen Lebensphilosophie

Besonderheiten

BESONDERHEITEN – kulturelle Dimensionen	
Individualismus/ Kollektivismus	Obgleich Kollektivismus in der eurasischen Kultur vorherrscht, ist dies bei Yi. nicht der Fall. Die Gesellschaft ist zu gespalten, die Politik hat großen Einfluss auf die Gesellschaft. Der eigenen kulturellen Gruppe wird nicht mehr vertraut. Somit versucht sie, in ihrer neuen Heimat Österreich ein neues Beziehungsnetzwerk aufzubauen.
Machtdistanz	Yi erlebte ein totalitäres gesellschaftlich/politisches System, wo Autorität als gewalttätig erlebt wurde und wird. Regeln sind willkürlich. In ihrer Ursprungsfamilie erlebte sie jedoch, dass Autorität mit Respekt gleichzusetzen ist. Auf ihre Individualität wird bedacht genommen.
Maskulinität/ Femininität	In ihrer Familie erlebte sie, dass Frauen wertgeschätzt und gleichberechtigt sind. Bildungschancen bekommen nicht nur ihre Brüder. Auch wenn in ihrer neuen Familie religiöse Orientierung vorgegeben wird, versucht Y. langsam die religiöse Orientierung besonders bei ihrem Mann zu verändern.
Unsicherheits- vermeidung/ Risiko- bereitschaft	Yi. besitzt eine ausgeprägte Risikobereitschaft, welche in der Migration sichtbar wird. Y. migrierte ohne Familie, ohne ein Netzwerk. Y. zeigt eine große Bereitschaft, sich auf Fremdes/Neues einzulassen.
Langzeit/ Zukunft im Hier und Jetzt- Orientierung/ Religion	Yi. versucht ihren Tag zu strukturieren, sich Ziele zu setzen. Es wird versucht, die Vergangenheit auszublenden, was ihr nur teilweise gelingt. Religion hat für sie keine besondere Bedeutung. Ihre Eltern gehörten verschiedenen Religionen an (Mutter katholisch/Vater Moslem). Fundamentalismus und starke Orientierung an einer Ideologie wurden in ihrer Familie nicht gelebt. Derzeit ist sie, durch die neuerliche Heirat, mit Glaubensätzen und Regeln einer Religion konfrontiert. Sie versucht, sich dem subtil zu widersetzen.

BESONDERHEITEN – Posttraumatic Growth
Bei Yi. ist ihr Reflexionsvermögen hervorzuheben. Rumination findet teilweise statt. Das dialektische Moment kommt in der Veränderung ihrer Wahrnehmung von Beziehungen vor. Langsam baut Y. wieder Vertrauen in ihre eigene Gruppe auf. Y. findet einen Lebenssinn, der in Aktivität (Bildung) zu sehen ist.

Diskussion

Interpretation der Ergebnisse

Gemeinsamkeiten – Unterschied bei den kulturellen Dimensionen

Gemeinsamkeiten in den kulturellen Dimensionen nach Hofstede konnten zwischen der eurasischen Kultur (Tschetschenien), südosteuropäischen Kultur und der afrikanischen Kultur in den folgenden Bereichen gefunden werden. Im Vordergrund steht die kulturelle Dimension Individualität/Kollektivismus.

In den Interviews wurden die Veränderungen von Kollektivismus zum Individualismus hin erkennbar. Besonders in der südosteuropäischen/eurasischen Kultur. Das Vertrauen in die eigene kulturelle Gruppe wurde geringer, besonders wie es die Befragte Yi in ihrem Interview belegte. Ihre Begründung liegt darin, dass die Bevölkerung durch jahrelange Gewalterfahrungen erschöpft ist. Zusammenhalt wird abgelöst durch das individuelle „Überleben“. Religion wird immer mehr zum Bindeglied in der Gruppe.

Nach Hofstede herrscht der Kollektivismus in der afrikanischen Kultur vor, dies ist auch im Interview 4 zu erkennen. Das Beziehungsnetzwerk bei der Befragten umschließt mehr als die übliche

Großfamilie (Freundeskreis). Das verbindende Element in der Gruppe ist es, zu „überleben“. Wieweit die Zersplitterung in Subkulturen (Hutus/Tutsis) in Ruanda sich auf den Kollektivismus auswirkt, konnte nicht festgestellt werden.

Gemeinsamkeit besteht auch bei der kulturellen Dimension Machtdistanz zwischen eurasischer/ afrikanischer/südosteuropäischer Kultur. Macht wird von den Teilnehmerinnen meist mit struktureller Gewalt in der Gesellschaft gleichgesetzt. Regeln sind in einem Gewaltssystem nicht mehr durchschaubar oder sie werden unwillkürlich von den jeweiligen Machthabern aufgestellt. Somit müssen Regeln umgangen werden und das Vertrauen nimmt ab.

Es zeigte sich besonders bei der afrikanischen Teilnehmerin wie Regeln umgangen werden müssen um zu überleben. Gerade hier ist ein kultureller Bruch zu erkennen, der besonders für den Aufbau von Resilienz für die zukünftigen Generationen von Bedeutung werden kann.

Im Bereich langfristiges Denken ist die Gemeinsamkeit in der Betonung des „Hier und „Jetzt“ und der Zukunft bei der eurasischen/südosteuropäischen/afrikanischen Kultur zu sehen. Die Vergangenheit wird ausgeblendet. Es gibt fast keine Verbindung zwischen Vergangenheit- Gegenwart – Zukunft.

Der größte gemeinsame Nenner ergab sich bei Teilnehmerinnen beim Bildungshintergrund. Alle vier Befragten kamen aus einem Umfeld, wo Bildung einen hohen Stellenwert besaß. Alle Teilnehmerinnen, sowie ihre Eltern und Geschwister haben ein Studium/Ausbildung erfolgreich abgeschlossen.

Unterschiede

Der größte Unterschied besteht zwischen der Teilnehmerin, die der asiatischen Kultur (Myanmar) angehört und den drei Teilnehmerinnen, die den drei anderen Kulturräumen angehören. Die Unterschiede bestehen in den kulturellen Dimensionen wie Machtdistanz, Unsicherheitsvermeidung, langfristiges Denken und die Bedeutung von Religion/Spiritualität.

Für die Teilnehmerin aus Myanmar haben Regeln, die den Alltag und das Leben betreffen, einen hohen Stellenwert. Die Machtdistanz ist sehr ausgeprägt. Höhergestellten wie Mönchen, Lehrern, Eltern ist sichtbarer Respekt entgegenzubringen und Distanz zu halten. Dies konnte im Interview gut belegt werden. Die kulturellen Dimensionen Machtdistanz und Unsicherheitsvermeidung/Religion sind für die Teilnehmerin sehr bestimmend. Die kulturelle Differenz in Österreich erlebt sie bis dato noch schwierig. Besonders im Studium in Österreich hatten die Veränderungen, die die kulturellen Dimensionen Machtdistanz und Unsicherheitsvermeidung betrafen, zeitweise eine Überforderung für sie bedeutet.

Langsam wird eine kulturelle Änderung in diesen kulturellen Dimensionen, wie es im Interview belegt werden kann, erkennbar. Sich Einlassen müssen auf Fremdes, Unbekanntes wie zum Beispiel neue Lernformen, hat Risikobereitschaft mit sich gebracht. Die Machtdistanz zu Lehrern verringert. Hier bewahrheitet sich die Hypothese, wie Kultur prozesshaft ist. In zwei kulturellen Welten zu leben und sich zurechtfinden zu müssen, erzeugt Spannung, Auseinandersetzung mit Traditionen/Werten und dies löst wiederum einen Veränderungsprozess aus.

Ein weiterer großer Unterschied ist im Bereich Religion/Spiritualität, die das Leben der Befragten aus Myanmar bestimmt, zu erkennen. Hier kommt ein bedeutender Unterschied zu tragen, der sie von den drei anderen Teilnehmerinnen unterscheidet.

Leid und Schmerz haben im Buddhismus große Bedeutung. Das bedeutet, dass Menschen in ihrem jetzigen Leben Leistungen, Anstrengungen erbringen müssen, um für ihr „nächstes“ Leben gerüstet zu sein.

Gemeinsamkeiten und Unterschiede beim PTG Prozess

Veränderungen im Wahrnehmen von Lebenschancen, wie auch in der Wahrnehmung der eigenen Stärke wurden bei allen vier Frauen deutlich erkennbar und konnte auch den Dimensionen von PTG ohne ersichtliche Schwierigkeiten zugeordnet werden.

Bei allen vier Teilnehmerinnen zeigten sich kaum Veränderungen in Bezug auf ihre „Lebensphilosophie“. Um dieser Veränderung auf die Spur zu kommen, ist das biographisch-narrative Interview nicht die geeignete Methode. Hier sind aus meiner Sicht Tiefeninterviews zielführender. Bei der Veränderung in zwischenmenschlichen Beziehungen kam es einerseits zu einer positiven Veränderung andererseits aber auch zu drei negativen Veränderungen. Bei der positiven Veränderung kam es wieder zu einer Annäherung an ihre angestammte ethnische Gruppe (Tschetschenien). Langsam baut die Befragte (1) wieder Vertrauen zu ihrer Gruppe auf. Durch Ruminaton findet eine Veränderung in ihrer Wahrnehmung von Beziehungen statt. Hier wird erkennbar, dass Ruminaton, das heißt, vom unbewussten bis zum bewussten Nachdenken wird eine Neubewertung und ein Wachstumsprozess auslöst. Negatives und Positives wahrzunehmen, kann als dialektisches Moment gesehen werden, das in Veränderungen auftritt.

Bei den anderen drei Befragten konnte man bemerken, dass das noch nicht der Fall ist. Misstrauen gegenüber Menschen aber auch Enttäuschungen, nicht dazu zu gehören, finden sich in den Interviews. Veränderungen im spirituellen Erleben/Religion waren bei allen vier Befragten nicht vorhanden. Bei einer Teilnehmerin kam es zu einer Anpassung an die Religion, ausgelöst durch die Heirat. Der Druck der Familie, die Religion durch Tragen eines Kopftuchs anzuzeigen, kann derzeit nicht widerstanden werden.

Folgerung auf die untersuchte Problematik und den Stand des Wissens

Bestätigungen zur Hypothese

Aus den allgemeinen Ergebnissen ergaben sich folgende Bestätigungen für Hypothese:

- Kultur ist prozessorientiert und dynamisch
Kultur verändert sich, indem verschiedene Werte, Ideen und Lebensstile miteinander konkurrieren. Die kulturelle Praxis ändert sich, besonders mit Bildungsmöglichkeiten und mit der eigenständigen Rolle der Frau in der Gesellschaft, vor allem in städtischen Gebieten.
- Kultur steht in einem Wettbewerb

Das heißt, dass verschiedene Werte, Ideen, konkurrierende Lebensweisen versuchen die Führung zu übernehmen. Jede Kultur besteht aus einer Mischung von kulturellen Elementen aus anderen Kulturen, besonders durch die Globalisierung, Medien, Internet ausgelöst. Es entsteht eine „hybride Kultur“ (Dahl, 2001).

- **Kultur ist Kommunikation**
Kultur macht Kommunikation erst möglich, da Denkmuster, Gewohnheiten und Erfahrungen durch Kommunikation geteilt werden können und verständlich werden. Die Verständigung verbal und non-verbal ist für Resilienz und PTG für Flüchtlinge, die in einer „fremden“ Welt sich zurechtfinden müssen, von entscheidender Bedeutung.
- **Kultur und die Veränderung des Zeitverständnis**
Kultur ist mehr auf die Zukunft als auf die Vergangenheit gerichtet. Die kulturelle Vergangenheit kann nicht in die Zukunft führen, denn ein neues Zeitalter verdient neue Lösungen. Ein vollständiges Verständnis von Kultur und kultureller Prozesse erfordert sowohl die historisch-traditionelle als auch die dynamische Perspektive.
- **Kultur und das Erbe**
Kultur umfasst Werte, Normen, Regeln und Lebensweisen, die wir von der vorhergehenden Generation erhalten, und jede kommende Generation interpretiert diese neu und passt sie an das eigene Leben und die Gesellschaft an.
- **Kultur und ihr Sinn und Zweck**
Kultur ist gerichtet auf die Bedürfnisse, die Menschen haben, aber auch auf die Einsichten, Erfahrungen, die Menschen gemacht haben.

Mit dem biographisch-narrativen Interview, welches aus der sozialwissenschaftlichen Tradition entwickelt wurde, können gut die Veränderungen der kulturellen Dimensionen, die zur Bildung von Resilienz und PTG beitragen, aufgezeigt werden. Die gesellschaftlichen/ politischen/historischen Veränderungen haben einen starken Einfluss auf die Kultur, die wiederum auf Resilienz und PTG von Flüchtlingen einwirken. Mit dieser Arbeit konnte der prozesshafte, dynamische Aspekt von Kultur/Resilienz/PTG sichtbar werden.

Widerlegungen zur Hypothese

Die Hypothese konnte in folgenden Punkten jedoch nicht aufrecht erhalten werden:

Uneinheitliche empirische Lage

Zur Erfassung der Phänomene Resilienz/PTG kann die eingesetzte Methode der Komplexität derselben nicht gerecht werden. Mit dem biographisch-narrativen Interview, welches aus der sozialwissenschaftlichen Tradition entwickelt wurde, können gut die Veränderungen der kulturellen Dimensionen, die zur Bildung von Resilienz und PTG beitragen, erkannt werden.

Die gesellschaftlichen/politischen/historischen Veränderungen haben einen starken Einfluss auf die Kultur, die wiederum auf Resilienz und PTG von Flüchtlingen einwirkt.

Doch mit dieser Methode kann wenig über die persönliche Bedeutung von Kultur zur Bildung von Resilienz und PTG für die Teilnehmerinnen ausgesagt werden. Wie tief kulturelle Dimensionen in den einzelnen Teilnehmerinnen verwurzelt sind, kann aus meiner Sicht mit der Methode von Tiefeninterviews und ethnopsychoanalytische Vorgangsweise eruiert werden.

Ungeklärte Realitätsbezogenheit

Wieweit Kultur die posttraumatische Reifung (PTG) beeinflusst, ist mit dieser Arbeit auch nur ansatzweise möglich. Ob es sich um die „selbsttranszendierende, konstruktive Seite“ oder eine „selbsttäuschende, illusorische Seite“ (Tedeschi & Calhoun) handelt, ist nicht sichtbar geworden.

Nicht wahrnehmbare kulturelle Dimensionen

Die Zunahme von Religion/Spiritualität wurde überhaupt nicht in den Interviews sichtbar. Dies bedeutet jedoch nicht, dass es nicht zur Zunahme gekommen ist. Zu hinterfragen wäre dies im afrikanischen Kulturraum, wo witchcraft als ein Weg der traditionellen Gesellschaft gesehen wird, die Kontrolle über Glück, Leben und Tod zu besitzen.

Auch wenn mit qualitativen Methoden nicht die persönliche Komponente von Resilienz/PTG in Verbindung mit Kultur ausreichend erklärt werden kann, so können qualitative Methoden hypothesengenerierend sein und neue Fragestellungen in die Forschung einbringen.

Eigenkritisches

Hinterfragung der Messungsinstrumente

Eine zu kleine Stichprobe.

Grenzen der biographisch-narrativen Methode

Diese Trennlinie zwischen dem Erlebten und Nicht Erlebten erkannt zu haben, konnte nicht erfüllt werden. Dies ist aus der Sicht der Autorin mit Tiefeninterviews besser zu lösen.

Grenzen der Auswertung

Die Methode der Rekonstruktion, insbesondere der Fallanalyse (Rosenthal/Fischer), wo durch Text/Thematische Feldanalyse sowie Feinanalyse die Kontrastierung der erlebten und erzählten Lebensgeschichte möglich wird, ist eine Ressourcenfrage, die von der Autorin in diesem Rahmen nicht erfüllt werden kann.

Grenzen des Erzählens – Grenzen des Verstehens

Wie die Erzähler die aktuelle Kommunikationssituation während des Interviews auffassen und nutzen, um sich mit ihren Erinnerungen, Erfahrungen auseinanderzusetzen, hängen von den Beteiligten ab. Wie weit die Befragten „Interview“ erfahren waren und ob sich das positiv oder negativ auswirkte, kann in dieser Arbeit nicht beantwortet werden.

Grenzen des gegenseitigen Vertrauens

Wie viel ist unbewusst, wie groß ist das Vertrauen der Teilnehmerinnen in diese Methode, die Angst etwas preiszugeben, dass sie, ihre Familie in Gefahr bringen könnte.

Anregungen zu weiterführender Arbeit

Gerontopsychologie

Staudinger und Greve haben die Resilienzforschung in den Kontext der Psychologie der Lebensspanne aufgenommen, womit das Phänomen der Resilienz Eingang in die Gerontopsychologie gefunden hat (1999). Das bedeutet, dass die Persönlichkeit sich über die gesamte Lebensspanne entwickelt und nicht mit dem Eintritt in das Erwachsenenalter abgeschlossen ist.

Geschlechtsspezifische Effekte

In der zukünftigen Resilienzforschung sollte der geschlechtsspezifische Effekt nicht außer Acht gelassen werden. Gerade bei Frauen zeigt sich häufig, dass Resilienz im Laufe des Lebens eher auftritt.

Genetik

Ein weiterer Aspekt ist im Einfluss der Genetik auf die Entstehung von Resilienz zu untersuchen.

Aktivierung von Resilienz

Bezugnehmend, dass Resilienz ein sich dynamisch entwickelndes Konstrukt darstellt, muss auch davon ausgegangen werden, dass ehemals resiliente Menschen nach schwierigen Zeiten wieder zu ihrer resilienten Anpassung „zurückfinden“ können.

Die Bedeutung von interdisziplinärer Forschung

Für die Resilienzforschung ist wie auch für die PTG Forschung in Europa, ist eine interdisziplinäre Forschung wichtig. Die verschiedenen Zugänge und Sichtweisen können die Resilienzforschung und PTG Forschung in Europa bereichern.

Gesundheitswissenschaften

Die Übergangsphase in der Migration zwischen zwei kulturellen Welten kann eine wichtige Zeit zum Gesunden, zu einer persönlichen Reifung und Wertschätzung des eigenen Lebens werden. Aber sie birgt auch nicht zu unterschätzende Risiken, die das Leben der Flüchtlinge beschweren und wo vorhandene Resilienz schwindet. Dies sehe ich als eine Aufgabe der Gesundheitswissenschaft. Übergänge zu begleiten, da zu viel Veränderung die Stabilität, Persönlichkeit des Flüchtlings schwächt. Dies kann bis hin zur „Entwurzelung“ führen. Die Gefahr, posttraumatischen Belastungsstörungen unterworfen zu werden, wird dadurch erhöht. Durch weitere Forschung innerhalb der Gesundheitswissenschaft kann die Vermittlerposition zwischen „der alten Kultur“ und „neuen“ Kultur eingenommen werden.

Kultur einer Ressource für Resilienz und PTG

Kultur kann eine Ressource für Resilienz und PTG darstellen. Das gegenseitige Kennenlernen von Kultur, den Kulturprozessen und des eigenen kulturellen Geworden-Seins sowie der eigenen kultu-

rellen Entwicklung können Wege sein, Menschen aus verschiedenen Kulturen belastbarer, widerstandfähiger werden zu lassen.

Literatur

Antonovsky A.: Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen 1997

Calhoun L./Tedeschi R. et al.: Handbook of Posttraumatic Growth: Research and Practice.
Routledge 2006

Erdheim M.: Das Eigene und das Fremde. In: Psyche 46. Stuttgart 1992

Erikson, E. H.: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt/M. 1959

Grinberg, L./Grinberg R.: Psychoanalyse der Migration und des Exils. München. Wien 1990

Hofstede G.: Lokales Denken, globales Handeln. Kultur, Zusammenarbeit und Management.
München 1997

Maercker A.: Posttraumatische Belastungsstörung. Springer 2003

Maercker A./Rosner R.: Psychotherapie der posttraumatischen Belastungsstörungen:
Krankheitsmodelle und Therapiepraxis. Thieme 2009

Resnick B./Gwyther L./Roberto K.: Resilience in Aging. New York 2008

Rosenthal G. ...wenn alles in Scherben fällt. Opladen 1987

Schütze F.: Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 3 1983

Tedeschi R.:G./Calhoun L.G./Park Crystal L.: Posttraumatic Growth.Positive
Changes in the Aftermath of Crisis. 2. Aufl.
New Jersey 1998

Weiss T./Berger R.: Posttraumatic Growth and Culturally Competent Practice. New Jersey 2010

Welter-Enderlin R./Hildenbrand B.: Resilienz- Gedeihen trotz widriger Umstände. Carl von Auer
2010

Werner E./R.S. Smith: Journeys from Childhood to midlife: Risk resilience and recovery.
Cornell University Press 2001

Buchkapitel

Erdheim M.: Das Fremde- Totem und Tabu in der Psychoanalyse. In: Streeck, U. (Hrsg.):
Das Fremde in der Psychoanalyse. München 1993 b

Gunnestad A.: Resilience in a Cross Cultural Perspective. How resilience is generated in different
cultural. In: Gunnestad. Children's rights in early Childhood education. Report.
Trondheim 2003

Masten A.S. : Resilienz in der Entwicklung. In: Roper G./C. von Hagen&Noam G. (Hrsg).
Entwicklung und Risiko. Stuttgart 2001

Merry S.: Changing rights, changing culture. In: Cowan J.K., Dembour M.B, Wilson: Culture and Rights. Cambridge 2001

Rutter M.: Psychosocial resilience and protective mechanism. In: Master R. et al.: Risk and protective factors in the Development of Psychopathologie. Cambridge 1990

Artikel

Martin A.& Marsh: Workplace and Academic Buoyancy. In: Assessment and Construct Validity Amongst School Personnel and Students. Journal of Psychoeducational Assessment; 2008: S 168-184

EINLEITUNG

Einführung in das Thema und Problemstellung

Menschen auf der Flucht

Nirgendwo zu Hause zu sein ist das Schicksal von Menschen, die aus politischen Gründen aus ihrer Heimat vertrieben wurden oder aus größter Existenznot ihre Heimat verlassen mussten. Flucht und Vertreibung sind uralte Probleme. Schon Dichter des Altertums wie Euripides beklagten mit den Worten „Kein anderes Leid ist so groß als Heimaterde verlassen“ (zit. n. Nuscheler, 1988) den Verlust der Heimat als größtes Unglück mit eindringlichen Worten. Historiker berichten von einer langen Geschichte von Kriegen, Eroberungen, Bürgerkriegen, Vertreibungen und Völkerwanderungen. Seit sich Menschen in Gesellschaften organisierten, führten sie Kriege um Vorherrschaft. Sie versklavten und vertrieben sich gegenseitig. Religionen taten das Ihre. Im letzten Jahrhundert war es dann der Faschismus in Westeuropa, der Totalitarismus in Osteuropa, deren Staatsideologien Andersdenkende als Störenfriede und Verbrecher verfolgten und vertrieben.

Flucht als Trauma und Krise

Trauma wurde in den letzten Jahren zu einem inflationären Begriff. Nicht jedes schwerwiegende Lebensereignis, wie zum Beispiel Flucht, führt zum Trauma. Traumatische Erfahrungen bedeuten aber ein hohes Risiko für psychische und seelische Erkrankungen. Verschiedene Risikofaktoren erhöhen diese Gefahr zusätzlich.

Selbstverständlich ist es wichtig, das Leiden wahrzunehmen, zu diagnostizieren und zu behandeln, das heißt krankmachende Aspekte wahrzunehmen. Doch oft wird in unserer Gesellschaft übersehen, dass man es dabei häufig auch mit „Überlebenden“ zu tun hat. Ein entscheidender Faktor ist jedoch, wie ein Mensch eine traumatische Erfahrung überstanden hat, was er daraus gemacht hat, welche weitere Entwicklung besteht, und wie er diese schmerzvolle Erfahrung in sein Leben einbauen wird und kann. Durch Konzentration auf Pathologie wird die psychische Reaktion auf Traumen als „normale Reaktion“ auf abnorme soziale oder politische Zustände oder Ereignisse betrachtet. Faktum ist: Gewalt gegen Menschen kann verletzen – körperlich und seelisch. Und eine Gesellschaft, in welcher das geschieht, trägt ebenfalls Spuren davon.

Paradigmenwechsel: Von der Pathogenese zur Salutogenese

Verstärkt seit den 1990er Jahren hat sich in Psychologie, Pädagogik und Gesundheitswissenschaften ein Wechsel der Blickrichtung vollzogen. Angestoßen durch Langzeitstudien, besonders die Studie von Emmy Werner auf der Hawaii-Insel Kauai, und durch das Salutogenese-Konzept von Aaron Antonovsky wird nicht mehr nur auf Ursachen und Bedingungen für die Entstehung psychischer Störungen oder Verhaltensauffälligkeiten geschaut, sondern es wird versucht, Risikofaktoren und Schutzfaktoren zu identifizieren, die für die Entwicklung und den Erhalt seelischer und körperlicher Gesundheit mit verantwortlich sind. Es entstand ein Paradigmenwechsel, sicherlich auch ausgelöst durch die WHO, die definierte, dass Gesundheit in einem sehr umfassenden Sinne als Zustand vollkommenen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens betrachtet werden soll.

Trotz alledem dürfen traumatische Erlebnisse nicht bagatellisiert werden.

Zugleich ergeben sich aus dieser Sichtweise neue Dimensionen für die Präventionsforschung zur Förderung und Gestaltung von seelischer und körperlicher Gesundheit. In den letzten Jahren hat sich vermehrt ein starkes Interesse an den Konzepten der Resilienz (Werner, 1982), der Selbstkohärenz (Antonovsky, 1987) und des posttraumatischen Wachstums (Calhoun&Tedeschi, 2001) entwickelt. Nicht von ungefähr beruhen diese Zugänge auf dem salutogenetischen Modell im Umgang mit Trauma, welches von Antonovsky in Israel mit gesunden Überlebenden des Holocaust entwickelt worden ist. Gerade das Konzept der Selbstkohärenz, das auf drei Anteilen beruht, wie Manageability oder Kontrollierbarkeit, Comprehensibility oder Verständlichkeit und Meaning oder Sinnhaftigkeit. Eine entscheidende Frage stellt sich in diesem Zusammenhang: Wie können traumatische Erfahrungen präventiv verhindert werden, um auf juristischer, politischer, menschenrechtlicher und sozialer Ebene Erfolg zu haben? Die Beantwortung dieser Frage, wie es scheint, ist bis dato nicht sehr erfolgreich.

In den letzten Jahrzehnten wurde und wird Österreich mit vielen Flüchtlingsschicksalen konfrontiert. Viele der hier lebenden Flüchtlinge leiden an psychischen Erkrankungen, die die Bewältigung ihres Alltags beeinträchtigen. Die sprachliche Verständigung, kulturell begründete unterschiedliche Auffassungen von Krankheit und Gesundheit führen oft zu Missverständnissen zwischen Ärzten, Psychologen, Krankenschwestern und erschweren die medizinische Diagnose und die Therapie.

Da die medizinisch-therapeutische Praxis meist auf der pathogenetischen Sichtweise beruht, entstehen nicht nur Missverständnisse, sondern in zahlreichen Fällen auch eine Ablehnung, therapeutische Angebote anzunehmen. Dies wiederum wirkt sich in der gesundheitlichen Situation von Flüchtlingen aus. Die Entwicklungen von gesundheitsfördernden sowie Präventionsmaßnahmen für Flüchtlinge stellt eine Herausforderung an unser Gesundheitssystem dar.

Ich möchte mit dieser vorliegenden Arbeit einen Beitrag leisten, einerseits die für Resilienz und Posttraumatische Reifung relevante Literatur möglichst vollständig zu erfassen, und andererseits die Sichtweise eines ressourcenorientierten, salutogenetischen Zugangs in der Beratung und Therapie von Flüchtlingen zu unterstützen. Durch einen Perspektivenwechsel kann der Arzt, der Therapeut oder Berater entlastet werden. Hoffnung zu haben und Hoffnung zu geben ist in der Arbeit mit Flüchtlingen notwendig. Das Vertrauen in die Resilienz von Flüchtlingen zu haben, hilft dabei.

Durch eine salutogenetische Betrachtungsweise ist eine Weiterentwicklung und Verbesserung im Bereich der Therapie von Flüchtlingen möglich. Aus der Sicht der Autorin käme es zu einer verbesserten Teilhabe an bestehenden Angeboten im Gesundheits- und Sozialbereich für Flüchtlinge. Eine weitere Herausforderung sind ältere Flüchtlinge. Diese stellen eine schnell wachsende Altersgruppe dar, die in höherem Maße von Erkrankungen betroffen ist. Durch diese demographische Entwicklung stehen Einrichtungen der Altenhilfe in besonderem Maße vor der Herausforderung, sich ihnen kultursensibel zu öffnen, um ihren Betreuungs- und Pflegebedürfnissen gerecht zu werden. Daher wächst die Bedeutung der Entwicklung und Erhaltung von „resilience in aging“ (Resnick et al., 2011) sowie das Wertschätzen ihrer Erfahrungen, ihrer „Lebensweisheit“.

Insbesondere die komplementäre integrative Gesundheitswissenschaft mit ihrer salutogenetischen Sichtweise kann mit entsprechender Forschung einen Beitrag dazu leisten.

Ziele der vorliegenden Arbeit

Herausarbeiten der Zusammenhänge und Bedeutungen zwischen den kulturellen Dimensionen (siehe Kapitel Kultur) und dem persönlichen Erleben von Resilienz und in weiterer Folge von Posttraumatic Growth (PTG) in den biographischen Interviews von Flüchtlingen.

Ein weiteres Ziel könnte das Finden eines Hinweises sein, wie Kultur die Widerstandskraft gegen Belastungen (Resilienz und PTG) positiv beeinflussen kann.

Diese Ziele könnten einerseits für die interkulturelle Therapie und Beratung von Bedeutung sein, aber auch für die Integrative Health Science, da besonders alte Migranten und Flüchtlinge in den nächsten Jahren gesellschaftlich eine Herausforderung für das Sozialsystem sowie Gesundheitssystem sein werden. Gerade Ressourcenarbeit und eine salutogenetische, kulturelle Sichtweise könnten hier Präventionsarbeit leisten.

Hauptfragestellung

Welche Bedeutung hat der Faktor „Kultur“ für die Ausbildung von Resilienz und in weiterer Folge auf den posttraumatischen Wachstumsprozess bei Migrantinnen mit Fluchterfahrung? Oder: Wie gut sind Migrantinnen in der Lage, vorhandene Ressourcen wie Kultur zum Erhalt oder zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit und ihres Wohlbefindens zu nutzen?

Nebenfragestellung

Wie und in welcher (symbolischen) Form wird Resilienz bei traumatisierten Flüchtlingen in ihren Biographien sichtbar? (Wie zum Beispiel: welche Leitbilder waren oder sind ausschlaggebend?) Religionen, Mythen, Märchen und Familientraditionen haben unweigerlich eine hohe Bedeutung, wie die eigene Wirklichkeit gedeutet wird, was als gesund oder krank gilt.

Welche Hinweise ergeben sich hinsichtlich der Widerstandsfähigkeit gegenüber gesundheitlichen Belastungen? Wie wurde und wird Gesundheit in der Biographie von Migrantinnen konstruiert, und welche Bedeutung hat Kultur als Wissensvorrat der Teilnehmerinnen zur Interpretation ihrer Wirklichkeit und seelischen Gesundheit, beziehungsweise für die Ausbildung von Resilienz.

Theoretischer Rahmen - Definitionen

Definition, Terminologien und Konzepte, die der Arbeit zu Grunde liegen. Die vorliegende Arbeit bezieht sich auf die aktuellen Kenntnisse über Posttraumatic Growth sowie Resilienz im Zusammenhang mit Menschen aus anderen Kulturen, die in einem bestimmten zurückliegenden Zeitraum Fluchterfahrungen erlitten hatten.

Wer ist Flüchtling – wer ist Migrant?

Erst seit Beginn des 20. Jahrhundert wurden Flüchtlinge registriert und der Begriff Flüchtling genauer definiert. Wer als Flüchtling bezeichnet wird, ist durch die UNO in der Genfer Konvention festgelegt worden. Es ist dies aber eine eher problematische Definition, die das Schicksal von Menschen, die ihre Heimat verlassen müssen, beschreibt. Menschen, die bei ihrer Flucht nationale Grenzen überschreiten, werden als Flüchtlinge angesehen und gemäß dem internationalen Flüchtlingsrecht behandelt. Nach der Flüchtlingskonvention von 1951 ist ein Flüchtling eine Person, „die sich aus der begründeten Angst vor Verfolgung aufgrund ihrer Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder auf Grund ihrer politischen Überzeugung außerhalb des Landes befindet, dessen Staatsangehörigkeit sie besitzt, und die den Schutz dieses Landes nicht in Anspruch nehmen kann oder auf Grund dieser Angst nicht in Anspruch nehmen will“ (Genfer Konvention). Diese Definition schließt jedoch Personengruppen, wie zum Beispiel Arbeitsmigranten, aber auch solche, die nicht nationale Grenzen überschreiten, jedoch fliehen müssen - sogenannte Vertriebene (internally displaced persons) aus.

Trauma

Ein Trauma kann den Menschen aus der Bahn des Lebens werfen. Manche gehen gestärkt aus dieser Lebenskrise hervor. „Das Leben hat einen Sinn und behält ihn unter allen Umständen auch im Leiden.“ (Viktor Frankl)

Ein Trauma kann den Menschen auf mehreren Ebenen verletzen. Er kann physisch, emotional und auch spirituell verwundet werden. Ebenso wie die Verletzung kann Heilung auf mehreren Ebenen stattfinden.

Die Art der Heilung kann verschieden erfahren werden. Tedeschi beschreibt folgende Bereiche. Sinn des Lebens: Wertschätzung des Lebens, sichtbar mit einem veränderten Bewusstsein für das Wesentliche. Manche Menschen erfahren einen tieferen Sinn des Lebens. Sie ordnen ihre Prioritäten neu, zum Beispiel indem die Beziehungen zu Freunden und der Familie wichtiger werden. Die klinische Psychologie hat sich traditionellerweise mit der Erforschung psychischer Störungen beschäftigt. Der Hauptfokus lag auf der Untersuchung dysfunktionaler Verarbeitungsprozesse, negativer Traumafolgen und psychischer Traumafolgestörungen wie der Posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS). Dieser dominierende „negative“ Fokus ist nachvollziehbar, denn viele Trauma-Opfer leiden noch lange Zeit nach dem Trauma unter seelischen beziehungsweise manifesten psychischen, aber auch physischen Beschwerden.

Resilienz

Begriffsbestimmung

Obgleich der Begriff aus der Werkstoffkunde stammt, wurde schon in den 1950er Jahren der Begriff auf die menschliche Psyche übertragen.

Resilienz kann in dieser Lesart mit Widerstandskraft übersetzt werden, ist aber mehr als das. Resilienz hat einen Heilungsmechanismus. Eine Art psychisches Immunsystem, das seelische Schläge abfängt oder zumindest abfedert. Martin&Marsh (2008) entwickelten ein neues Konstrukt um Resilienz im Alltag zu beschreiben. Das Vermögen jedes einzelnen mit Rückschlägen, Herausforderung im täglichen Leben erfolgreich zu Recht zu kommen. Sie entwickelten den Begriff „buoyancy“, der mit Lebenskraft/Erholungsfähigkeit oder Resilienz übersetzt werden kann.

So können Menschen selbst traumatische Erfahrung wie Missbrauch, Krieg, Folter, Umweltkatastrophen nicht nur überleben, sondern auch wieder psychisches Wohlbefinden erleben. Resilienz, die Stärkung der seelischen und körperlichen Widerstandskraft, gewinnt in Forschung und Praxis an Bedeutung. Besonders die Psychologie und Pädagogik/Erwachsenenbildung versuchen das Konzept der Resilienz weiterzuentwickeln. Die Wurzeln für die Fähigkeit zur Resilienz werden schon in frühen Lebensjahren gelegt, und so hat die Förderung von Resilienz eine wichtige Bedeutung in der Pädagogik.

Die amerikanische Entwicklungspsychologin Emmy Werner untersuchte eine Gruppe von hawaiianischen Kindern, die 1955 zur Welt gekommen waren und teilweise in sehr schwierigen Verhältnissen aufwuchsen.

40ig Jahre verfolgte die Wissenschaftlerin ihren Lebensweg und Werdegang. Zwei Drittel dieser Kinder gelang es nicht, die widrige Lebenssituation erfolgreich zu meistern. Sie hatten Schulprobleme, waren oft aggressiv, wurden kriminell und anfällig für Alkohol und andere Drogen.

Werners besonderes Interesse galt aber dem anderen Drittel der Kinder. Trotz schlechter Startbedingungen bekamen sie ihr Leben in den Griff. Sie schafften einen Schulabschluss und absolvierten eine Ausbildung, sie fanden Arbeit, gründeten Familien. Warum gelang den einen der Absprung aus dem Elend, den anderen aber nicht?

Die Ansicht Resilienz sei angeboren, konnte bisher nicht bewiesen werden, auch wenn es manchmal den Anschein hat, wenn man die Familienstrukturen untersucht. Gerade auch in ungünstigen Milieus können Kinder sich psychisch gut entwickelt. Genauere Beobachtungen lassen den Schluss zu, dass in jedem Menschen Resilienz angelegt ist, die gefördert werden kann.

Resilienz ist auch eine Frage der Ressourcen. Resilienz besteht nicht nur aus Glück, sondern es besteht auch eine Reihe spezieller Faktoren. Resilienz ist eine Frage der Ressourcen – innerer wie äußerer. Zu den inneren Ressourcen gehören vor allem ein gefestigtes Selbstwertgefühl, die Überzeugung, sein Leben positiv beeinflussen zu können und intellektuelle Fähigkeiten, sowie die Möglichkeit, sich Ressourcen zu schaffen.

Dazu zählen zum Beispiel finanzielle Möglichkeiten, aber auch Menschen, die einen unterstützen. Die Stärke der individuellen Widerstandskraft als eine genetische Ausstattung oder als Produkt der Sozialisation zu sehen, wird in der Wissenschaft kontrovers diskutiert.

Je mehr Traumatisierte über diese Faktoren der Selbstkohärenz (innere Logik) und somit über Resilienz verfügen, um so eher können sie posttraumatische Reifung/Wachstum erfahren. Menschen, die posttraumatisch gereift sind, haben das Erfahrene in ihr Leben integriert und sehen wieder eine Zukunft. Häufig haben sie ein größeres Bewusstsein der eigenen Verletzlichkeit, aber auch Dankbarkeit, nicht für die traumatische Erfahrung, sondern für das implizierte Lernen und Reifen und den Zugang zu tiefem Humor (Frankl, 1973). Gerade Elie Wiesel, Viktor Frankl, Jorge Semprun, Nelson Mandela und noch viele mehr legen dafür Zeugnis ab.

Harvey (1996) macht einen Unterschied zwischen Erholung vom Trauma und Resilienz. Sie sagt, dass Erholung von Traumen stattfindet, wenn es einen Wechsel von einem schlechten Ergebnis zu einem erwünschten Ergebnis kommt. Aus ihrer Sicht ist Resilienz offensichtlich, wenn gewisse Bereiche des Selbst vom Trauma nicht betroffen sind, und Strategien vorhanden sind, um das Trauma zu bewältigen.

Wachsen an der Krise

Menschen mit ausgeprägter Resilienz können noch mehr. Sie zerbrechen nicht an traumatischen Situationen, sie können sogar daran wachsen. „Posttraumatic Growth“ ist der Begriff dafür. Ein Reifeprozess, der bestenfalls in „Weisheit“ münden kann. Wie dieser Begriff definiert werden kann, wird derzeit in der Weisheitsforschung diskutiert und erforscht.

Posttraumatic Growth

Die philosophische Auffassung, wonach Leiden und Belastungen potenzielle Quellen von persönlichem Wachstum sein können, ist Tausende von Jahren alt. Auch im 20. Jahrhundert haben verschiedene psychologische Theoretiker und Kliniker (zum Beispiel Caplan, 1964; Frankl, 1963; Taylor et al. 1984; Yalom 1980) auf das Phänomen hingewiesen. Doch erst seit den 1990er Jahren fand das Interesse an positiven Trauma-Folgen verstärkt Eingang in die akademische Trauma-Forschung. Das Konzept PTG erweckte in den letzten Jahren ein wachsendes theoretisches, wissenschaftliches und klinisches Interesse.

In der wissenschaftlichen Literatur sind begriffliche und inhaltliche Widersprüche zu erkennen, die auf Übersetzungsunterschiede oder auf unterschiedliche interdisziplinäre Zugänge zurückzuführen sind. Der Begriff „posttraumatisches Wachstum“ (englisch: posttraumatic growth) beziehungsweise „posttraumatische Reifung“ (Maercker & Langner, 2001) stammt ursprünglich von Tedeschi und Calhoun (1995). Durch Konzepte und empirische Forschungen versuchen sie den Begriff posttraumatisches Wachstum darzustellen.

Die Autorin der vorliegenden Arbeit wird in weiterer Folge den englischen Begriff „posttraumatic growth“ (PTG) verwenden, da die deutsche Übersetzung mit den Begriffen Wachstum oder Reifung aus ihrer Sicht das Phänomen nicht ausreichend erklären. Wachstum bedeutet etymologisch „größer werden“, das bedeutet einen Prozess, der ein offenes Ende darstellt, während Reifung mit „ernten“

gleichgesetzt werden kann, was jedoch den Schluss zulässt, dass es sich hier um Vollendung, somit einen Endpunkt handelt.

Das Konzept, das dem Posttraumatic Growth zu Grunde liegt, ist in der psychologischen Literatur sehr unterschiedlich definiert worden, und bis heute (vgl. Eiko Fried, 2007) gibt es keine Einigung darüber, was denn genau unter dem Konstrukt zu verstehen ist, das sich in den letzten Jahrzehnten aus Begriffen wie “perceived benefits, positive aspects, transformation of trauma, positive psychological changes, construing benefits, flourishing, stressrelated growth, positive emotions, positive reinterpretation, positive illusions, drawing strength from adversity and thriving, sowie transformational coping“ gebildet hat.

Mit posttraumatischem Wachstum sind positive psychologische Veränderungen gemeint, die von Betroffenen als Ergebnis oder Folge des Bewältigungsprozesses von extrem belastenden Lebensereignissen berichtet werden. Der Begriff posttraumatisches Wachstum betont, dass Betroffene sich nicht nur von dem Trauma erholen, sondern es als Gelegenheit für weitere persönliche Entwicklung nutzen. Der Prozess von PTG besteht aus qualitativen Veränderungen im Entwicklungsprozess für ein unbeschadetes Überleben. Es handelt sich dabei um eine bedeutsame positive Veränderung in den kognitiven und emotionalen Fähigkeiten und im Erleben. Darüber hinaus ist auch eine Verhaltensänderung erkennbar.

PTG ist nicht nur ein Bewältigungsmechanismus, sondern eine grundlegende Veränderung im weiteren Leben beziehungsweise im Erleben. Voraussetzung ist, dass ein persönlicher Wachstumsprozess erfolgen kann, und zwar nach dem Erleben eines Ereignisses, das alle bisherigen Grundannahmen erschüttert und zu welchem die vorhandenen Bewältigungsstrategien nicht ausreichen. Das dadurch entstehende Leid löst einen kognitiven emotionalen Verarbeitungsprozess aus, der ursprünglich auf automatischem, kognitivem Bearbeiten beruht und sich im Laufe der Zeit in ein absichtliches Reflektieren verwandelt.

Die Bedeutung der Sinnggebung für die Gesundheit

Die Erforschung positiver Wachstumschancen nach traumatischen Erlebnissen ist aus folgenden Gründen wichtig, wie Maercker und Rosner (2006) es formulieren.

- a. Zum einen gibt es zunehmend empirische Belege für die Verbreitung positiver Veränderungen, die von Menschen mit traumatischen Erfahrungen berichtet werden.
- b. Zum anderen ist die Erforschung von Prozessen, Begleitfaktoren und Konsequenzen von PTG bedeutend, um ein ganzheitlicheres Verständnis der Auswirkungen und der Bewältigungsprozesse von traumatischen Erfahrungen besser zu verstehen. Dies kann eine Möglichkeit sein, im medizinischen und psychotherapeutischen Kontext neue Behandlungsmöglichkeiten zu entwickeln und anzuwenden.

Wie „real“ ist posttraumatisches Wachstum?

In den meisten Modellen und Konzepten (Tedeschi und Calhoun, 1995) wird davon ausgegangen, dass die positiven persönlichen Veränderungen in Form von PTG real sind und adaptive Bedeutung für die betroffene Person haben. Kritische Stimmen wie Maercker und Zoellner (2004) wenden ein, dass dies auch eine Illusion sein kann. Sie stellten die Hypothese auf, dass posttraumatische Reifung, wie sie

PTG definieren, eine Form von defensiver Illusion sei. Es handelt sich hierbei um ein „Janus-Gesicht“, das zwei Komponenten haben kann: eine selbsttranszendierende, konstruktive Seite – in der Konzeption von Tedeschi und Calhoun – und eine selbsttäuschende, illusorische Seite.

Die Autoren verweisen darauf, dass die erste Komponente direkt mit positiver psychologischer Anpassung, kognitiver Rekonstruktion, in Verbindung gebracht werden kann. Dagegen soll die zweite Komponente, die selbsttäuschende, illusorische Seite, mit Verleugnung, Wunschdenken oder Selbstberuhigung in Zusammenhang stehen.

Was verändert sich durch PTG?

Veränderungen durch PTG können sich in den unterschiedlichsten Ebenen manifestieren und die unterschiedlichsten Lebensbereiche beeinflussen. Quellen berichten über einen Zuwachs an innerer Reife, über neu definierten Lebenssinn und andere positive Veränderungen.

PTG im kulturellen Kontext

Die Untersuchungen von Tedeschi und Calhoun wurden in westlichen Ländern, vorzugsweise im englischsprachigen Kulturraum entwickelt und angewandt. Doch PTG ist nicht nur in den westlichen Ländern möglich, sondern in allen Kulturen. Der Unterschied ist in der Wahrnehmung des PTG, in seiner Darstellung, und in speziellen Faktoren, welche PTG unterstützen sowie fördern.

Begriff Kultur

Das Phänomen Kultur in seinen vielfältig schillernden Erscheinungsformen hat zahlreiche Wissenschaftler beschäftigt, so etwa die Philosophen Voltaire, Kant, die Soziologen Adorno, Luhmann, die Ethnologinnen Mead, Erdheim sowie die Psychoanalytiker Jung, Winnicott und besonders Freud. Besonders in seinem Werk „Das Unbehagen in der Kultur“ zeigt Freud auf, dass sich Kultur gegenüber der Familie dadurch auszeichnet, dass sie sich dem Bewusstsein entzieht. Freud entwickelte zur Beschreibung der Kulturentwicklung nämlich die Theorie von der Zweizeitigkeit der sexuellen Entwicklung und der Theorie vom Antagonismus zwischen Familie und Kultur. Kultur ist daher zu einem Schlüsselwort in den verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen geworden. Kultur als Entwicklungsprozess zu sehen, ist etwas spezifisch Menschliches. Die Prozesse und die Entwicklungen, die sich im Kontakt mit anderen Kulturen ergeben, beeinflussen den Menschen. Jeder Mensch wird durch die Kultur, in der er aufwächst, entscheidend geprägt. Die kulturspezifischen Eigenarten sind für ihn Selbstverständlichkeiten. Da für die Menschen seiner Umgebung die gleichen Selbstverständlichkeiten gelten, gibt es keinen Anlass darüber nachzudenken. Begegnet man jedoch Menschen anderer Kulturen, so stellt man fest, dass es auch andere Arten und Formen des Erlebens, Denkens und Verhaltens gibt.

Kulturmodelle

Um die Komplexität des Kulturbegriffs, des Erlebens von Kultur zu verringern, wird wissenschaftlich versucht Modelle zu schaffen, die das klassifizieren, was wir wahrnehmen. Der Mensch wird immer in eine Kultur hineingeboren und nimmt diese direkt auf. Die „Kultivierung“ fängt im Babyalter an, mit sieben Jahren ist bereits der größte Teil der Kultur verinnerlicht. Für den englischen Psychoanalytiker Winnicott ist der Kern des kulturellen Erlebens im Spiel zwischen Mutter und Kind zu sehen (1966).

Kultur als Prozess

Faktum ist jedoch: Keine Kultur ist in sich geschlossen, jede Kultur „fließt“, Kultur ist ein Prozess und verändert sich allmählich. Zum Kulturverstehen ist eine emische („mit den Augen eines Insiders“) Herangehensweise wichtig, beim Vergleichen kann dagegen eine ethische Beschreibung („Beobachten von außen“) sinnvoll sein. Um Kulturen zu verstehen wird wissenschaftlich versucht, die typischen Ausprägungen einer Kultur mit Hilfe von Kulturstandards zu erfassen.

Kulturstandards sind Arten des Wahrnehmens, Denkens, Wertens und Handelns, die von der Mehrzahl der Mitglieder einer bestimmten Kultur für sich und andere als normal, typisch und verbindlich angesehen werden. Der Anthropologe Edward T. Hall (1959) gilt als Pionier in der wissenschaftlichen Forschung interkultureller Kommunikation. Hall entwickelte das Konzept der sogenannten „micro-cultural analysis“. Er erkannte, dass man Kultur als System in seiner Komplexität nicht begreifen kann und deshalb Teilaspekte (Dimensionen) herausgenommen werden müssen, um Kultur erklären zu können. Nach Halls Auffassung sind das die Dimensionen Raum, Zeit und Kommunikation. Kulturforscher sind somit gezwungen, Handlungsstandards auf bestimmte Grunddimensionen zu reduzieren.

Hall weist darauf hin, Kultur sei Kommunikation, und keine Art von menschlicher Kommunikation sei außerhalb von Kultur möglich. Zeit, Raum und Kommunikation sind nach Hall die grundlegenden Dimensionen, die eine Unterscheidung zwischen Kulturen zulassen. Wohingegen der Wirtschaftspsychologe und Kultursoziologe Geert Hofstede Kultur als „kollektive Programmierung des Geistes, die Mitglieder einer Gruppe von Menschen von einer anderen unterscheidet“ (2001) bezeichnet. Kulturelle Unterschiede manifestieren sich auf verschiedene Weise. Besonders im Bereich der Werte unterscheiden sich Kulturen.

Hofstede führte 1968 und 1972 eine empirische Studie mit IBM-Mitarbeitern in 50 Ländern durch. Das Ziel war das Herausarbeiten von Aspekten einer Kultur im Verhältnis zu anderen Kulturen, die sich messen lassen. Es kristallisierten sich fünf Kulturdimensionen in dieser Studie heraus. Hofstede unterscheidet in Bezug auf die Wertvorstellungen unterschiedlicher Kulturen fünf verschiedene Bereiche des menschlichen und gesellschaftlichen Miteinanders, die er Kulturdimensionen nennt. Sie beeinflussen das Verhalten der Menschen in einer Kultur entscheidend, sind in allen Gesellschaften unterschiedlich stark ausgebildet und nur indirekt sichtbar. Dies ist in Form von allgemeinen Normen, Regeln, Beziehungsmuster oder Verhaltensweisen, die in Familien, in der Öffentlichkeit, in der Schule, am Arbeitsplatz oder in politischen Systemen gelebt werden.

Theoretische Konzepte - Zugänge

Resilienz als Prozess

Risiko- und Schutzfaktoren beziehungsweise protektive Faktoren bilden einen wichtigen Hintergrund für das Verständnis der Resilienzkonzepte. Das Bestehen eines Risikos- ist eine Voraussetzung für die Entstehung von Resilienz. Risiken können zum Beispiel Scheidung, Trennung, Migration, Flucht, elterliche Gewalt sein. Eine besonders extreme Form von Risikoeinflüssen stellen traumatische Erlebnisse dar. Von diesem Faktum geht die Autorin dieser Arbeit aus. Risikobedingungen können auch häufig zusammen auftreten, wie es bei Kriegserlebnissen, Entbehrungen, Folter und Flucht der Fall ist.

Schutzfaktoren hingegen sind als positiver Gegenbegriff zu den Risikofaktoren zu sehen. Sie erhöhen die Wahrscheinlichkeit, dass ein Mensch mit Problemen und Risiken adäquater umgehen kann und es eine geringere Wahrscheinlichkeit gibt, dass gravierende psychische aber auch physische Gesundheitsprobleme zu erwarten sind.

Die Resilienzforschung hat es mit unterschiedlichen Zugängen, mit Widersprüchen und auch Gemeinsamkeiten zum Begriff Resilienz zu tun. Ein Zugang findet sich bei Masten (1994), der den Fokus auf die positive Anpassung legt, während Schuhmacher, Leppert, Gunzelmann, Strauß und Brähler (2005) Resilienz mit „psychischer Widerstandsfähigkeit“ (Marinschek, 2010) beschreiben.

Wustmann (2004), die auch von einer Widerstandsfähigkeit spricht, weist darauf hin, dass diese Kraft ausschließlich Kinder besitzen. Diese Ansicht wird jedoch in Fachkreisen angezweifelt. Die größte Differenz innerhalb der wissenschaftlichen Autoren besteht in der Auffassung, ob Resilienz als Persönlichkeitsmerkmal oder als dynamischer Prozess (vgl. Luthar et al. 2000, Leipold&Greve 2009) zu sehen ist.

Um diesen Widerspruch aufzulösen, finden sich in der amerikanischen Literatur Unterschiede in der Terminologie. Während man unter resilience einen dynamischen Begriff versteht, so ist unter resiliency oder ego-resiliency ein individuelles Charakteristikum oder eine Persönlichkeitseigenschaft zu verstehen (Luthar et al., 2000). Die gebräuchlichste Definition von Resilienz ist ein dynamischer Anpassungsprozess an Not, Trauma, an den Widrigkeiten des Lebens (Luthar et al. 2000). Der amerikanische Altersforscher Langer, der über Resilienz und Spiritualität forscht, weist auf die tägliche Diskussion unter älteren Menschen, aber auch über ältere Menschen hin, dass allgemein der Fokus auf die Defizite und nicht auf die Herausforderungen gelegt wird. Alte Menschen haben Lebenserfahrungen, welche als Resultat auf die zahlreichen Anstrengungen und erfolgreichen Bewältigungen und das Vermögen mit all den Schwierigkeiten des Lebens zurechtgekommen zu sein, gesehen werden kann.

Posttraumatic Growth als Prozess

PTG kann als Prozess gesehen werden und stellt eine outcome-Variable dar. Der Prozess setzt eine Rumination, diese könnte im Deutschen mit Reflektieren, Grübeln gleichgesetzt werden (Anm.: diesen Begriff ins Deutsche zu übersetzen ist jedoch problematisch). Das erlittene psychische Leid setzt einen kognitiv-emotionalen Verarbeitungsprozess in Gang, der anfänglich durch häufiges, automatisches Grübeln über das Erlebte und dessen Folgen gekennzeichnet ist. Allmählich kann das automatische Grübeln in ein absichtliches Reflektieren über das Trauma und seine Bedeutung verwandelt werden.

Rumination ist somit ein Prozess, der sich vom unbewussten bis zum bewussten Nachdenken erstreckt, zu einer Neubewertung des Traumas. Ein höherer Grad an Nachdenken führt zum Wachstum – es gibt Untersuchungen, die sich mit dem Zeitausmaß der rumination beschäftigten, so führt intensives Nachdenken jedoch nicht automatisch zu einem PTG.

Da Grübeln in der Klinischen Psychologie häufig mit unproduktivem Grübeln und kognitiver Vermeidung in Verbindung gebracht wurde (Ehlers & Steil, 1995), verwenden Tedeschi und Calhoun (2004) den Begriff „kognitive Verarbeitung“. Als zentrales Element im Growth Prozess wird das Aus-

maß angesehen, in welchem sich der betroffene Mensch kognitiv mit der ausgelösten Krise auseinandersetzt.

PTG ist mehr als bloßes Überleben oder Widerstand gegenüber der Verletzung, des Traumas. PTG ist eine Transformation (Tedeschi & Calhoun, 2004). PTG ist die Voraussetzung für die Initiierung des persönlichen Wachstumsprozesses, bei dem das schwerwiegende Ereignis die bisherigen Grundannahmen des Menschen und vorhandene Bewältigungskompetenzen übersteigt.

Gemeinsamkeiten, Unterschiede, Abgrenzung

Resilienz

Die Gemeinsamkeiten sehen die meisten Autoren in den erheblichen Abgrenzungsproblemen zu den anderen Konzepten. Eine Gemeinsamkeit ist in der Bedingung der Gefahrensituation zu sehen. Der Mensch muss einer ersthaften Gefahr ausgesetzt sein, um als resilient gelten zu können – oder eben nicht (Leipold & Greve (2009)). Einen interessanten Aspekt in der Definition von Resilienz führt Davidson (2000) an, der davon ausgeht, dass sich weniger resiliente Personen von resilienten dahingehend unterscheiden, dass der negative Affekt nicht so lange andauert.

Ein weiterer Aspekt ist darin zu sehen, dass es verschiedene dem Resilienzkonzept ähnliche Konzepte gibt. Somit ist Abgrenzung schwierig. Dies ist besonders bei den Konzepten der Vulnerabilität und der Salutogenese der Fall. Bezeichnet das Vulnerabilitätskonzept die Verwundbarkeit eines Menschen oder eines sozialen Systems gegenüber ungünstigen Einflussfaktoren, so unterscheidet sich das Resilienzkonzept dahin, dass der Fokus auf die Ressourcen und Kompetenzen gelegt wird.

Das Konzept der Salutogenese ist ein ressourcenorientiertes Modell, welches vom israelisch-amerikanischen Medizinsoziologen Aaron Antonovsky in den 70er Jahren entwickelt wurde. Er stellte sich die Fragen nach gesundheitserhaltenden und -fördernden Faktoren, sein Augenmerk galt der Frage, was den Menschen gesund erhält. Der zentrale Begriff bei Antonovsky ist das Kohärenzgefühl. Neben die Faktoren Kontrollierbarkeit und Befähigung tritt damit der Faktor der Sinnhaftigkeit, als entscheidende Größe für körperliche und psychische Gesundheit.

Trotz der Parallele zum Resilienzansatz, der in der Ressourcenorientierung zu finden ist, gibt es einen entscheidenden Unterschied: Antonovsky geht davon aus, dass die Entwicklung des Kohärenzgefühls mit dem frühen Erwachsenenalter abgeschlossen ist und vertritt damit eine eher deterministische Sichtweise. Der Resilienzansatz geht jedoch davon aus, dass resiliente Denk- und Verhaltensweisen im Prinzip in jedem Alter erlernt werden können. Dies ist gerade für die Altersforschung von Bedeutung.

Staudinger und Greve haben die Resilienzforschung in den Kontext der Psychologie der Lebensspanne aufgenommen, womit das Phänomen der Resilienz Eingang in die Gerontopsychologie gefunden hat (1999). Das bedeutet, dass die Persönlichkeit sich über die gesamte Lebensspanne entwickelt und nicht mit dem Eintritt in das Erwachsenenalter abgeschlossen ist, und dass über die gesamte Phase des Erwachsenenalters hinweg Ressourcen zur Bewältigung neuer Anforderungen aktiviert werden können. Die beiden Autoren betonen, dass dem Konzept der Resilienz im Alter die „Option der Plastizität“ zugrunde liegt. Diese Option besagt, dass Menschen über die gesamte Lebensspanne hinweg in

der Lage sind, bislang ungenutzte Kapazitäten zur Lebensbewältigung zu aktivieren (Wadenpohl, 2006).

Ein sehr wesentlicher Unterschied gegenüber anderen Konzepten besteht auch darin, dass sich der Resilienzansatz nicht ausschließlich auf persönliche Eigenschaften (angeborene und erworbene) bezieht, sondern er nimmt „Resilienz-Konstellationen“ in den Blick, die neben den persönlichen Eigenschaften auch die Stressoren (Risikofaktoren) und Ressourcen umfassen, die im Umfeld des jeweiligen Menschen liegen können. Gerade das kulturelle Umfeld ist aus dieser Sicht von Bedeutung, denn es kann Risiken wie auch Ressourcen beinhalten.

Unterschied zwischen den Konzepten Resilienz und PTG

Die beiden Konzepte haben sich aus unterschiedlichen humanwissenschaftlichen Fragestellungen und Forschungskontexten heraus entwickelt und betonten unterschiedliche Aspekte. So entstand das Konzept Resilienz im Umfeld entwicklungspsychopathologischer Fragestellungen mit einem besonderen Fokus auf kindliche Entwicklungsverläufe, bei denen es trotz stark beeinträchtigender Lebensbedingungen zu guten bzw. sozial unauffälligen Entwicklungsergebnissen kam. Es geht beim Resilienz-Konzept um Einflussgrößen, die ein halbwegs unbeschädigtes Überstehen gegenüber schrecklichen Lebensbedingungen wahrscheinlicher machen, wohingegen bei der Beschäftigung mit PTG die klinische Praxis mit Traumatisierten im Vordergrund steht. So wurde bei der Verarbeitung traumatischer Erlebnisse deutlich, dass manche Menschen die mit dem Ereignis zusammenhängenden persönlichen Veränderungen im Nachhinein als eine besondere Erfahrung seelischer Reifung einschätzten.

Beide Konzepte betonen also Unterschiedliches, weisen aber auch Gemeinsamkeiten auf. Besonders positive Bewältigungen werden unter dem Begriff Resilienz zusammengefasst (Garbarino, 2008). Auch Anpassungsprozesse von Kindern und Jugendlichen im Kontext unterschiedlicher Risikolagen werden unter diesem Begriff erforscht (Luthar, 2003; Goldstein und Brooks, 2005; Ungar, 2005). Hingegen bezieht man sich im klinischen und psychotherapeutischen Kontext bei erwartbaren oder drohenden posttraumatischen Belastungsstörungen Erwachsener eher auf das Konstrukt der posttraumatischen Reifung (Maercker, 1998a; Tedeschi und Calhoun, 2004a; Zöllner et al. 2006).

In beiden Fällen wird allerdings eine kompetenz- und ressourcenfokussierende Perspektive eingenommen. Das Ausgangskonzept der Salutogenese ist hier bestimmend. PTG ist jedoch nicht identisch mit psychologischer Anpassung. Insofern können subjektiv als Wachstum wahrgenommene Prozesse und emotionales Leid durchaus gleichzeitig vorhanden sein.

PTG und die Bewältigung des Traumas haben eine weitere Gemeinsamkeit, die im Finden der inneren Stärke zu finden ist. Dieses Phänomen wird von etlichen Forschern (Tedeschi, Park, Calhoun, Colby, 1998) sowohl als PTG als auch Resilienz bezeichnet.

Gottman, Katz und Hooven (1996) beobachteten, dass die wertvollsten Beiträge, die Eltern für die Entwicklung ihrer Kinder beisteuern können, darin liegen, dass Kinder lernen können, ihre Angst, ihr Leid, ihre Frustration in Worte zu bringen und auch zu kommunizieren. Erfolgreiches Coping heißt nicht nur mit dem „Stressor“ zu kämpfen, sondern auch die kognitive Fähigkeit zu reflektieren (Larsen et al., 2003).

Unbeschadet all dieser interessanten Zusammenhänge sind die Konzepte von Resilienz und PTG zunehmend von neurowissenschaftlichem und biopsychologischem Interesse (Masten, 2006).

Abgrenzung von Posttraumatic Growth gegenüber verwandten Konzepten

Das Konzept vom posttraumatischen Wachstum unterscheidet sich von anderen salutogenetischen Konzepten wie Resilienz (Rutter, 1986), Hardiness (Kobas, 1979), Optimismus (Scheier und Carver, 1992) und Kohärenzsinn (Antonovsky, 1993) darin, dass die genannten Konzepte jeweils bestimmte persönliche Charakteristika beschreiben, die es Menschen ermöglichen, schwere oder traumatische Lebensereignisse gut zu bewältigen ohne großen seelischen Schaden zu erleiden. Es wird angenommen, dass Menschen mit diesen Eigenschaften besser mit solchen Erlebnissen umgehen können als Menschen, die diese Persönlichkeitseigenschaften nicht besitzen.

Im Unterschied dazu bezieht sich posttraumatisches Wachstum auf transformative bzw. qualitative Veränderungen, die den prätraumatischen Entwicklungsgrad psychischer Funktionsfähigkeit übersteigen. Es handelt sich um bedeutsame positive Veränderungen in kognitiven und emotionalen Fähigkeiten und im Erleben, die mit bestimmtem Verhalten verknüpft sein können.

Empirische Quer- (Calhoun et al., 2000) und Längsschnittuntersuchungen (Nolen-Hoeksema und Davis, 2004) untermauern diese Hypothese. Neben diesen kognitiven Verarbeitungsstrategien scheinen bestimmte Persönlichkeitseigenschaften wie Extraversion und Offenheit für neue Erfahrungen (Tedeschi und Calhoun, 1996) posttraumatisches Wachstum zu erleichtern. Außerdem wird das individuelle soziale System als Einflussfaktor auf den Growth-Prozess genannt. Es kann den Erwerb neuer Denk- und Betrachtungsweisen fördern und eine „empathische Akzeptanz der Selbstöffnung“ gegenüber dem Trauma und reifungsbezogenen Themen ermöglichen. Von zentraler Bedeutung ist die Wirkung des berichteten PTG auf das Befinden und Leben der Betroffenen. Die positiven Veränderungen, die als Ergebnis der Begegnung mit dem Trauma auftreten, werden folgendermaßen beschrieben: Verbesserte Akzeptanz der eigenen Verletzlichkeit, erhöhte Wertschätzung des eigenen Lebens, stärkere Wahrnehmung der eigenen Kompetenz, Selbstvertrauen, ein größeres Gefühl der Kontrolle und Sicherheit (Antonovsky), gesteigertes Mitgefühl und Empathie für andere, engere Beziehungen, stärkere religiöse oder spirituelle Überzeugung, größere Bedeutung für das Leben und das Leiden, größere psychologische und emotionale Reifung sowie der Erwerb von neuen Werten und Prioritäten.

Die Frage nach Signifikanz von PTG lässt sich nur empirisch klären. Die bisher zur Verfügung stehende empirische Literatur liefert noch keine eindeutige Antwort. Ohne den Anspruch auf Vollständigkeit sollen im Folgenden die uneinheitlichen Forschungsuntersuchungen aufgezeigt werden.

Studien

Studien zur Resilienz

Die Kauai Studie

Als wegweisend für die Resilienzforschung gilt die Kauai-Studie, welche von Emmi Werner auf der hawaiianischen Insel Kauai durchgeführt wurde (vgl. Werner, 2005). Es wurden 698 Kinder, die 1955 auf dieser Insel geboren wurden im Alter von einem, zwei, zehn, 17/18, 31/32 und 40 Jahren unter-

sucht. Das Hauptaugenmerk dieser Längsschnittuntersuchung galt den Kindern, welche trotz widriger Lebensumstände zu gesunden Erwachsenen heranwuchsen. (Anm.: Was „gesund“ in diesem Zusammenhang bedeutet, konnte die Autorin in dieser Arbeit nicht eruieren). Es wurde versucht, Schutzfaktoren für die Entwicklung zu evaluieren. Die Untersuchungen wurden von Psychologen, Kinderärzten, Krankenschwestern, Sozialarbeitern oder Psychiatern durchgeführt.

Etwa 30% der Teilnehmer waren in desolaten Familienverhältnissen aufgewachsen. Außerdem wiesen sie ein niedriges Bildungsniveau auf. Von den 30% wiesen im Alter von 10 Jahren Lern- oder Verhaltensauffälligkeiten auf oder wiesen im Alter von 18 Jahren delinquentes Verhalten oder psychische Problemen auf. Ein Drittel der Kinder aber entwickelte sich trotz vorhandener Risikofaktoren zu gesunden Erwachsenen, die ihr Leben selbständig und erfolgreich meistern. Sie hatten keine Verhaltens- oder Lernprobleme während der Kindheit, konnten ihre sozialen Beziehungen aufrechterhalten, hatten realistische Ziele und Erwartungen an sich. Auch chronische Krankheiten waren bei ihnen wesentlich geringer (Werner, 2005).

In der Studie konnten drei Gruppen von protektiven Faktoren gefunden werden, welche die resilienten Personen aufwiesen:

- a. Protektive Faktoren innerhalb des Individuums: In der Adoleszenz zeigten die resilienten Jugendlichen Glauben an ihre eigene Leistungsfähigkeit und die Überzeugung, dass sie jegliche Probleme selbständig lösen können.
- b. Protektive Faktoren in der Familie: Hier zeigten sich auch Geschlechterunterschiede: Resiliente Knaben kamen aus Haushalten mit Struktur, Regeln und einer männlichen Identifikationsfigur. Resiliente Mädchen hingegen kamen aus Haushalten, in denen die Betonung von Unabhängigkeit im Zusammenwirken mit Unterstützung durch eine weibliche Bezugsperson vorherrschte. Die meisten dieser Familien waren religiös (Marinschek, 2010).
- c. Protektive Faktoren in der Gemeinschaft: Resiliente Kinder und Jugendliche tendierten dazu, emotionale Unterstützung bei älteren Personen, wie etwa Lehrern oder Nachbarn zu suchen. Außerdem konnte in der Studie gezeigt werden, dass jene Teilnehmer, welche Problem in der Adoleszenz aufwiesen, sich im Erwachsenenalter erholten. Dies galt besonders für Frauen. Als wichtiger Faktor erwies sich unter anderem auch Bildung.

Die Bonner Longitudinalstudie

Sticker und Brandt (2007) untersuchten die Lebensqualität Frühgeborener und Reifgeborener bis ins Erwachsenenalter. Es wurden 201 Kinder untersucht, von ihnen konnten 181 im Erwachsenenalter nachuntersucht werden. Das Ergebnis bestand darin, dass nachgewiesen wurde, dass frühe Entwicklungsrisiken nicht zwingend negative Folgen in der Lebensgeschichte nach sich ziehen müssen. Somit ist nachhaltige Resilienz bis ins Erwachsenenalter möglich.

Die Bielefelder Invulnerabilitätsstudie

Die Studie war ebenfalls eine Längsschnittstudie, sie wurde von Lösel und Mitarbeitern durchgeführt (vgl. Wustmann, 2004). Die Teilnehmer an der Studie waren Jugendliche, die nicht bei ihren Eltern

aufwachsen. Sie entstammten durchwegs aus einem belasteten Sozialmilieu. Entscheidende Faktoren für eine Resilienzentwicklung waren Persönlichkeitseigenschaften, feste Bezugspersonen außerhalb der Familien, Schule, Erleben von harmonischerem Erziehungsklima in den Heimen. Außerdem waren die Regeln transparent und nachvollziehbar. Die Bielefelder Invulnerabilitätsstudie hat einen wegweisenden Einfluss auf die Betrachtung von Resilienzfaktoren bei Jugendlichen, welche nicht in ihrem familiären Umfeld leben.

Kritikpunkte

Auch wenn über Schutzfaktoren, deren Entstehung und Aufrechterhaltung schon viel geforscht wurde, zeigt sich doch, dass es erst wenige der Autorin bekannte Studien gibt, die sich mit Resilienz über die gesamte Lebensspanne befassen. Werner (2005) weist außerdem darauf hin, dass in der zukünftigen Resilienzforschung der geschlechtsspezifische Effekt nicht außer Acht gelassen werden soll. Gerade bei Frauen zeigt sich häufig, dass Resilienz im Laufe des Lebens eher auftritt.

Ein weiterer Aspekt ist im Einfluss der Genetik auf die Entstehung von Resilienz zu sehen (vgl. Marinschek). Luthar et al. (2000) fordern für die zukünftige Forschung im Resilienzbereich, die Ergebnisse der Studien immer nur auf jene Bereiche einzugrenzen in welchen Resilienz belegt wurde.

Auch wurden Längsschnittstudien im Bereich der Resilienz als problematisch angesehen. Bezugnehmend, dass Resilienz ein sich dynamisch entwickelndes Konstrukt darstellt, muss auch davon ausgegangen werden, dass ehemals resiliente Menschen nach schwierigen Zeiten wieder zu ihrer resilienten Anpassung „zurückfinden“ können.

Für die Resilienzforschung ist wie auch auf anderen Gebieten von Forschung, eine interdisziplinäre Forschung wichtig. Die verschiedenen Zugänge und Sichtweisen können die Resilienzforschung in Europa bereichern.

Studien zu PTG

Die Systematisierung wurde erst in den letzten Jahren verstärkt entwickelt, dies gelang mit dem Posttraumatic Growth Inventory (PTGI) Seit dieser Zeit wird versucht, dieses Phänomen in verschiedenen Studien zu erfassen.

PTG wird in den verschiedensten Kontexten sichtbar, wie die verschiedenen Studien zeigen: z.B. beim Tod eines Menschen (Calhoun und Tedeschi, 1990), Vergewaltigung (Burt und Katz, 1987), aber auch im medizinischen Kontext wie bei Überleben eines Schlaganfalls (Thompson, 1991), Eltern von hospitalisierten Kindern (Affleck, Tennen und Rowe, 1991) und Herzpatienten (Affleck, Tennen, Croog und Levine, 1987). Weiters ist das Phänomen bei Holocaust-Überlebenden (Lev-Wiesel und Amir, 2003) und an Flüchtlingen und Vertriebenen aus Sarajevo (Powell, Rosner, Butollo, Tedeschi und Calhoun, 2003) untersucht worden.

Diese Studien haben Zusammenhänge zwischen PTG und anderen Variablen aufgezeigt. Zum Beispiel wurde PTG im Zusammenhang mit Grübeln („rumination“) bei Collegestudenten, welche ein Trauma erlitten hatten, in Verbindung gebracht (Calhoun et al., 2000) sowie mit „Sprechen über Krebs“ (Cordova et al., 2001), wenn auch mit niedrigeren Werten und auch mit Suchterkrankungen bei Erwachsenen (Milam et al., 2004).

Studien zur Krebsforschung

Die genannten Forscher nahmen als erste eine Kategorisierung anhand von selbstberichteten Ergebnissen (50% an Krebs Erkrankte) vor. Die Fragestellung bezog sich auf die Beeinträchtigung durch ihre Krebserkrankung, auf ihre täglichen Aktivitäten, Pläne, Ziele, Familie, die Sicht auf sich selbst, auf die Welt, sowie auf die Beziehung zu ihrer Umwelt.

Die spezifischen Antworten wurden auf positive vs. negative Aussagen untersucht. Ungünstige Voraussetzungen und unterschiedliche Schweregrade haben bei traumatisierten Menschen eine breite Palette von Folgen, positive wie auch negative. Studien über positive psychologische Konsequenzen enthalten als Ergebnis, wie Personen mit Stress umgehen, welche Strategien ihnen zur Verfügung stehen.

Bei Krebspatienten besteht oft die Gefahr, dass ein Leistungszwang entsteht („ich muss einen Sinn finden“). Oder manche Krebspatienten gehen davon aus, dass sie bestraft worden sind, da sie Schuld auf sich geladen haben, oder dass sie einen ungesunden Lebensstil hatten und Gott sie dafür straft. Der illusorische Aspekt sollte daher nicht übersehen werden, es kann eine defensive Verleugnung eintreten, oder es kommt zu einer Übertreibung, eine Möglichkeit das Leid zu lindern, oder es kommt zur Verzerrung der Vergangenheit.

Faktum ist: allein mit optimistischen und positiven Gefühlen kann Krankheit (zumal Krebs) nicht geheilt oder Leben verlängert werden. Aber mit positiven Gefühlen und Optimismus kann die Erkrankung besser bewältigt werden.

Eine weitere phänomenologische Studie befasste sich mit „posttraumatischem spirituellem Erleben“, worin die spezifische Rolle von Religion und Spiritualität im PTG untersucht wurde. Das Ziel dieser qualitativen Studie bestand darin, herauszufinden, wie die Krankheit Krebs die Spiritualität beeinflusst. Es wurde eine phänomenologische Analyse der Daten unternommen. Die Teilnehmer berichteten über ein spirituelles Wachstum in den folgenden Bereichen der Spiritualität: allgemeine Spiritualität, Spiritualität als motivierende Kraft, spirituelle Erfahrungen und spirituelles Engagement. Außerdem wurde die Beziehung zwischen PTG und sozialer Unterstützung untersucht. Während die Studie von Cordova et al. (2001) keine Beziehung fand, stellten Le-Wiesel und Amir (2003) in ihrer Studie einen Zusammenhang her. Tedeschi und Calhoun berichten, dass Frauen zu einem höheren Score als Männer tendieren, Powell et al. (2003) unterstützen diese These. Es gab keine Unterschiede in PTG zwischen Männern und Frauen in den Studien von Miam et al. (2004) und Polatinsky und Esprey (2000).

Empirische medizinisch-psychologische Untersuchungen

Empirische medizinisch-psychologische Untersuchungen sind meist neueren Datums. Inzwischen gibt es eine wachsende Zahl von Studien und wissenschaftlichen Arbeiten über die Vorgeschichte, Korrelate und Konsequenzen des posttraumatischen Wachstums, und es gibt auch theoretische Modelle, die helfen, weitere Forschung voranzutreiben. Es ist jedoch klar, dass dieses Phänomen noch nicht gut genug erforscht worden ist.

Gender und PTG

Neuere Untersuchungen zwischen Gender-Unterschieden in den Selbstberichten von PTG wurden in Form einer Meta-Analyse (Vishnesky, Cann, Calhoun, Tedeschi und Damakis) auf der Uni North Carolin Charlotte erstellt, welche 2010 in „Psychology of Women Quarterly“ veröffentlicht wurde. Der Unterschied der Gender-Differenz wich nicht signifikant von den vorhergehenden veröffentlichten und nicht veröffentlichten Studien ab.

Soziale Anerkennung und PTG

Eine sehr interessante Studie veröffentlichte die American Association for Geriatric Psychiatry (2009), die sich mit „Post Traumatic Growth, social Acknowledgment as Survivor“ befasste. Ein Überlebender eines Traumas, der soziale Anerkennung erfährt, sowie den Glauben, dass die Welt einen Sinn hat, kann PTG entwickeln. Wichtig ist das Vorhandensein von Rollenmodellen, dies verbessert die Wahrscheinlichkeit zu einem PTG (Tedeschi, 2004). Außerdem persönliche Faktoren, Sozialisation, Resilienz und soziale Unterstützung vor und nach dem Trauma.

Ausprägung des Traumas

Studien haben gezeigt, dass Korrelationen bestehen zwischen der Schwere eines Traumas und PTG (Mc Millian, Smith und Fischer, 1997). Die Schwere der Traumen, wie auch die Methoden zur Erfassung von posttraumatischem Wachstum (Rutter, 1985) sind unabhängig von der Stichprobe.

Systematische Beziehungen zwischen PTG und psychischer Anpassung

Keine systematische Beziehung

Die fehlende Beziehung zwischen diesen beiden Dimensionen fand sich zum Beispiel bei Brustkrebspatientinnen (Cordova et al., 2001), Partnern oder Eltern, die Angehörige plötzlich verloren haben (Lehman et al. 1993), bei ehemaligen politischen DDR-Häftlingen (Maercker, 1998), Opfern der Bombardierung Dresdens 1945 (Maercker et al. 1999), sowie bei Flüchtlingen aus Sarajewo (Powell et al. 2003).

Positiver Zusammenhang

Einen positiven Zusammenhang zwischen negativen Lebensveränderungen und psychischen Beschwerden gibt es aus einer Studie von Lehmann et al. 1993, Aldwin et al. 1996 und Frazier et al. (2001). Dieser positive Zusammenhang zwischen PTG und psychischer Anpassung zeigt sich bei Kriegsveteranen, wo zum Beispiel PTG mit geringerer Depressivität und weniger PTSD-Symptomen (Aldwin et al. 1994) oder mit geringerer Depressivität und höherer Sinnhaftigkeit im Leben (Thompson, 1991) korrelieren. Es liegen außerdem einige wenige Längsschnittuntersuchungen zu diesem Thema vor, die im Allgemeinen auf einen positiven Zusammenhang zwischen PTG und psychischer Gesundheit hinweisen (Davis et al., 1998).

Ein positiver Zusammenhang besteht auch zwischen Hoffnung, Humor und Kohärenz lt. Linley und Joseph. Tedeschi und Calhoun haben schon sehr früh (1995) in ihrer Forschung darauf hingewiesen, wie Kohärenz die Bewältigung der Trauma-Erfahrung beeinflusst. Auch ein direkter Zusammenhang zwischen PTG und psychischer Gesundheit ist der Fachwelt bekannt (Davis et al. 1998).

Sowohl positiv als auch negativ

Weitere Untersuchungen zeigen auch, dass positive und negative Effekte (wie Depression, PTSD) gemeinsam auftreten (Aldwin, 1994 und Tedeschi, 1996). Die Erholung von einem Trauma kann jedoch nicht bloß als persönliches Merkmal gesehen werden, die gesellschaftliche, soziale und kulturelle Rolle darf nicht unterschätzt werden.

Verwirrende negative Ergebnisse von posttraumatischem „Wachstum“ können nebeneinander existieren, wie zum Beispiel Distanzierung, Entfremdung (Hobfoll, Tracy und Galea, 2006) sowie die Illusion einer Autorität, die den weiteren Weg bestimmt (Jackson, 2003). Die gleichen Erfahrungen, die persönliches Wachstum hervorrufen, können auch negative Reaktionen auslösen (zum Beispiel auf das soziale Verhalten).

Verschiedene Studien haben auch die Bedeutsamkeit der Familie, Gesellschaft hervorgehoben (Duming und Smith 2004).

Negativer Zusammenhang

Zwischen Neurotizismus und PTG besteht ein negativer Zusammenhang. Weitere Forschungen, die sich mit Gender und PTG befassen, brachten keine einheitlichen Ergebnisse. Tedeschi und Calhoun fanden in ihrer ersten Studie, die sich mit Gender und PTG befasste, einen signifikanten Unterschied. Frauen hätten somit einen höheren PTG-Wert. Die beiden Autoren revidierten allerdings später ihre Ergebnisse (2003). Sie konnten keinen Unterschied mehr erkennen.

Vorhersagen

Die Beziehung zwischen dem Alter und PTG ist noch nicht bewiesen. Eine signifikante Beziehung konnte jedoch zwischen PTG und psychologischem Wohlbefinden (Singer und Selzer, 2002) hergestellt werden. Dies ist besonders im Bereich Selbstkonzept, Autonomie, Kontrolle, Lebensziele (Jackson, 2003) zu erkennen. Zusammenhänge sind auch in der wahrgenommenen Gesundheit und in positiver Stimmung zu erkennen.

PTG kann vorhergesagt werden auf Grund von Variablen, die vor dem Trauma existiert haben. Wie zum Beispiel Persönlichkeit und Anlage, Sozialisation, Umwelt, Copingstrategie, Resilienz und gesellschaftliche/kulturelle Faktoren. Was PTG und therapeutische Interventionen betrifft, findet sich PTG offensichtlich auch im therapeutischen Prozess. In der Literatur wird darauf verwiesen, dass bisher noch wenig darüber geforscht wurde.

Fazit

Die meisten Studien finden keinen systematischen Zusammenhang zwischen Berichten von PTG und psychischer Anpassung. Einige wenige Studien finden einen positiven, andere einen negativen Zusammenhang. Allerdings sind die meisten vorliegenden Studien zu diesem Thema Querschnittsuntersuchungen, was die Interpretation der Ergebnisse grundsätzlich problematisch gestaltet. Längsschnittsuntersuchungen finden häufig einen negativen Zusammenhang zwischen Berichten posttraumatischen Wachstums und psychischer Beschwerden, was als Beleg für eine

adaptive Signifikanz von persönlicher Reifung gelten könnte. Die uneinheitliche empirische Lage lässt sich insbesondere damit erklären, dass die zur Erfassung des Phänomens eingesetzten Methoden der Komplexität desselben nicht gerecht werden.

Messungsinstrumente

Resilienz

Wegen der Vielfalt an Resilienz-Definitionen ist es schwierig ein Verfahren zu entwickeln, das dasselbe Merkmal ermittelt. Schumacher et al. (2004) nennen als methodisches Problem, dass Resilienz nicht direkt, sondern über verschiedenen Faktoren, wie zum Beispiel solche, die das soziale Umfeld betreffen, erfasst wird. Autoren weisen auf den Mangel an Erhebungsinstrumenten für die direkte Erfassung von Resilienz hin.

Einige Messinstrumente wurden in den letzten Jahren publiziert, wie zum Beispiel:

- a. Baruth Protective Factor Inventory (Baruth&Carroll, 2002)
- b. Connor- Davidson Resilience Scale (Connor&Davidson, 2003)

In der amerikanischen Literatur findet sich ein weiteres Messinstrument, entwickelt von den Forschern Wagnild & Joung, aufbauend auf ihrer Definition von Resilienz (1993). Resiliente Menschen sind selbstbewußt und wissen über ihre Stärken und Begrenzungen, ob körperlich oder geistig, Bescheid. Mit ihrer resilience scale, welche online verfügbar ist (<http://www.resiliencescale.com/>) können sechs Themen, die einerseits durch eine Faktorenanalyse und andererseits mit Interviews erhoben wurden, abgefragt werden. Dies sind Gelassenheit, Durchhaltevermögen, Eigenverantwortlichkeit, alleine sein können, Spiritualität und einen Sinn im Leben finden (vgl. Resnick et al., 2010).

PTG

Das Forschungsgebiet PTG versucht einen Schlüssel zu finden, wie mentale Stärke entwickelt werden kann, um gegen Krisen gewappnet zu sein und diese meistern zu können. Pioniere auf diesem Forschungsgebiet sind die Psychologen Richard Tedeschi und Lawrence Calhoun, Professoren an der Universität von North Caroline, USA. Sie haben Skalen entwickelt, um Posttraumatic Growth messbar zu machen (Stress-Related Growth Scale, Post Traumatic Growth Inventory). Einzuwenden ist aber, dass die wissenschaftlichen Untersuchungen noch in den Kinderschuhen stecken, wie es Maercker formulierte.

Untersuchungsmethoden

Qualitative (indirekte)

- a. Secondary analysis of PTSD interviews
- b. Coding for elements of PTG (Salter und Stallard, 2004)

Quantitative

- a. Für Erwachsene: Posttraumatic Growth Inventory (Tedeschi und Calhoun, 1996)
- b. PTGI-Revised für Kinder und Erwachsene (Yaskowich, 2002)
- c. Perception of Changes in Self scale (Kazak et al., 2001)
- d. Resilience Scale for Adults (Friborg, Hjemdal, Rosenvinge&Martinussen, 2003)

Kulturelle Studien und Resilienz

Resilienz und Kultur

Die kulturellen Studien versuchen Resilienz unter dem Cross-Cultural Blickwinkel zu betrachten. Man denke etwa an Resilienz und PTG bei weiblichen Flüchtlingen aus einer kulturübergreifenden Perspektive (afrikanisch, asiatisch und/oder europäisch).

Gunnestad, ein Resilienz- und Kulturforscher aus Norwegen, erstellte eine Studie, worin erklärt wird, wie Resilienz mit Kultur in Zusammenhang gebracht werden kann. Er geht davon aus, dass verschiedene Kulturen Resilienz auf verschiedene Art und Weise entwickeln. Sein Modell zeigt die verschiedenen Schutzfaktoren auf, die in drei Hauptkategorien eingeteilt werden und verschiedene Kombinationen von Schutzfaktoren aufweisen.

Er unterscheidet drei Gruppen:

- a. Netzwerke – äußere Unterstützung
- b. Fähigkeiten/Kompetenzen – innere Unterstützung
- c. Meinungen, Werte, Vertrauen, Glaube – existentielle Unterstützung

Fähigkeiten sind Qualitäten, die weitgehend angeboren sind, wie physische und emotionale Stärke, Temperament, und emotionale Stabilität, Intelligenz, Aussehen. Hingegen beruhen Sinn, Ziele, Werte und Vertrauen auf einer existentiellen Unterstützung.

Wenn auch die Schutzfaktoren für Forscher (wie zum Beispiel bei Masten und Coastworth, 1998; Grotberg, 1995; Kumpfer, 1999) in verschiedener Weise von Interesse sind, so sind sie sich doch weitgehend einig, denn es besteht ein Konsens über die wichtigsten Schutzfaktoren.

Kultur durchdringt die wichtigsten Kategorien und Gruppen. Kultur beeinflusst die Art, wie wir Netzwerke aufbauen und die Bedeutung, die man ihnen zuschreibt. Kultur entscheidet, was an Kompetenzen, an Tätigkeiten geschätzt wird. Mehr als alles andere ist Kultur ein Teil der dritten Gruppe, wie Gunnestad in seinem Artikel „Resilience in Cross-cultural Perspective“ es beschreibt, die Schutzfaktoren, die dem Leben Bedeutung geben, die Werte, Ziele vermitteln und das Vertrauen, den „sense of coherence“, wie Antinovsky es beschreibt, im Menschen reifen lässt.

Die drei verschiedenen Gruppen von Schutzfaktoren werden wirksam in verschiedener Art und Weise, abhängig von der Situation und der involvierten Person. Zum Beispiel in einer Situation, indem ein Kind ein Teil seiner Eltern verliert, ist es wichtig ein Netzwerk und einen Sinn in dieser Situation zu finden. Auch in schwierigen Situationen, wie zum Beispiel Missbrauch, werden Mut und Kommunikationsfähigkeit wichtig. Ein Kind, welches in der Lage ist, um Hilfe zu bitten und den Mut dazu hat, ist nach Gunnestad (2006) resilienter als ein Kind ohne diese Fähigkeiten und Werte.

Die Schutzfaktoren beeinflussen einander. Bezugnehmend auf die Netzwerkfaktoren, haben Menschen in einem Netzwerk Modellfunktion für positives Verhalten und tragen zur Entwicklung von Interessen und Fähigkeiten bei. Netzwerke beeinflussen stark die Werte eines Kindes, da Kinder sich mit den Werten der Menschen, die sie lieben, identifizieren und motivieren.

Ein weiterer Aspekt von Bedeutung ist der Resilienzprozess (vgl. Rutter, 1990). Denn es ist nicht nur wichtig die Schutzfaktoren festhalten, sondern es muss auch davon ausgegangen werden, dass nicht in allen Fällen Resilienz entsteht. Resilienz wird dann entwickelt, wenn bestimmte Faktoren ein Prozess im Einzelnen auslösen können. Rutter identifizierte drei wichtige Prozesse:

- a. Schutzfaktoren sind bestimmend für die Entstehung von einem positiven Selbstbild. Kinder werden selbstbewusst, wenn ihre Fähigkeiten und Kompetenzen anerkannt und geschätzt werden. Ein gesundes Selbstbild motiviert Kinder, größere Anstrengungen auf sich zu nehmen und trägt dazu bei resilient zu werden.
- b. Der zweite Punkt ist darin zu sehen, dass Schutzfaktoren Resilienz entwickeln, durch die Reduzierung der Risikofaktoren. Zum Beispiel, wenn Großeltern Enkelkinder liebevoll betreuen und das Vertrauen der Kinder in ihnen vorhanden ist, ist dies ein Schutzfaktor, der wiederum Resilienz entstehen lässt.
- c. Der dritte Punkt kann in dem Effekt „breaking a negative circle“ (Gunnestad, 2006) zu sehen sein, denn dieser Prozess bewirkt neue Perspektiven und Möglichkeiten.

In vielen Resilienzstudien ist der Fokus auf die Bewältigungskompetenz und weniger auf die Härten des Lebens gerichtet. Es erscheint offensichtlich, dass Schutzfaktoren am Beginn des Lebens, der Kindheit und bis hin in der Jugend gebildet werden.

Es ist jedoch festzuhalten, dass der Resilienzprozess als ein lebenslanger Entwicklungsprozess nicht nur dazu dient, schwere Lebenssituationen auszuhalten und Probleme zu lösen, sondern auch darin zu reifen. In dieser Arbeit ist der Fokus darauf gerichtet, wie Kultur zum Resilienzprozess beiträgt, jedoch mit dem Schwerpunkt auf spätere Lebensabschnitte.

Resilienz als kulturelles Entwicklungsmodell

Model of development of resilience (adaptiert von Gunnestad, 2003):

- a. Schutzfaktoren
- b. Netzwerkfaktoren
 - Liebevolles Umfeld
 - Familie
 - Freunde
 - Größere Netzwerke
- c. Fähigkeiten und Kompetenzen
 - Physische Fähigkeiten – Attraktivität
 - Intelligenz

Temperament
Praktische Fähigkeiten
Soziale Kompetenz
Erfahrungslernkompetenz

- d. Sinnfähigkeit, Vertrauensfähigkeit sowie Wertevorstellung
Sense of coherence
Werte wie Hoffnung, Liebe, Freundschaft, Solidarität
Vertrauen in die Gemeinschaft, Gruppe
Glaube, Spiritualität

Wirksamwerden sie durch folgende Prozesse:

- a. Aufbauen und Erhalten eines positiven Selbstbildes
b. Reduzierung von Risikofaktoren
c. Offensein für neue Möglichkeiten durch Reduzierung von negativen Impulsen

Resilienz in unterschiedlichen Kulturen

Hierzu sei auf Stichworte wie Kultur, kultureller Wandel oder kultureller Vergleich verwiesen. Resilienzforscher, die den Faktor Kultur in ihren Untersuchungen einbeziehen (vgl. Tzipi Weiss/Roni Berger, 2010 oder Gunestad) setzen sich mit den Fragen auseinander, inwieweit Kultur die Resilienz beeinflusst und ob sich Resilienz in verschiedenen Kulturen auf unterschiedliche Art und Weise entwickelt. Im Unterschied dazu geht die Autorin in dieser Arbeit eher der Frage nach, ob und welche Bedeutung Kultur für weibliche Flüchtlinge hat.

Kultur ist eine menschliche Erfahrung und eine Sicht auf den Menschen. Kultur besteht aus Werten, Ideen, Normen, welche im jeweiligen kulturellen Kontext sichtbar wird und auf die nächsten Generationen teilweise weitergeben wird.

Ein prozessorientiertes Verstehen von Kultur geht von einem dynamischen Aspekt aus. Kultur verändert sich, indem verschiedene Werte, Ideen und Lebensstile miteinander konkurrieren. Die Verortung von Kultur ist nicht länger ein geographischer Raum, sondern sie konstituiert sich in mehreren Orten, spiegelt die Bewegung der Völker, Kapital und symbolische Systeme (vgl. Merry, 2001, S. 45).

Außerdem weist Merry darauf hin, wie Kultur ein dynamisches und wechselndes Feld ist, wo Kulturen in einem Wettbewerb stehen, das heißt, dass verschiedene Werte, Ideen, konkurrierende Lebensweisen versuchen die Führung zu übernehmen. Daraus folgt, dass erst Kultur Kommunikation möglich macht, da Denkmuster, Gewohnheiten und Erfahrungen durch Kommunikation geteilt werden können und verständlich werden.

Hylland Eriksen weist darauf hin, dass Kultur als Erbschaft unserer vorhergehenden Generationen zu sehen ist, die Geschichte, Schicksal und Gemeinschaft sichtbar wird, es ist wie Erikson es formuliert „die kondensierte Weisheit früherer Generationen“, es ist unser Erbe (vgl. 201, S. 60).

Wie schon erwähnt, ist Kultur dynamisch und verändert sich, und ist mehr auf die Zukunft als auf die Vergangenheit gerichtet. Die kulturelle Vergangenheit kann nicht in die Zukunft führen, denn ein neues Zeitalter verdient neue Lösungen. Ein vollständiges Verständnis von Kultur und kultureller Prozesse erfordert sowohl die historisch-traditionelle als auch die dynamische Perspektive. Denn Kultur umfasst Werte, Normen, Regeln und Lebensweisen, die wir von der vorhergehenden Generation erhalten und jede kommende Generation interpretiert diese neu und passt sie an das eigene Leben und die Gesellschaft an. Kultur ist gerichtet auf die Bedürfnisse, die Menschen haben, aber auch auf die Einsichten, Erfahrungen, die Menschen gemacht haben.

Die Veränderungen in den Kulturen haben viel mit Beschleunigung zu tun, da der Prozess der Globalisierung mit mehr Interaktion zwischen den verschiedenen Teilen der Welt, neuen Kommunikationstechnologien, Medien zu tun hat.

Ting-Moomey (1999) sieht Kultur als einen Eisberg, wo nur die obersten Schichten der Kulturgüter wie Mode, Musik und Verhalten sichtbar sind. Die tieferen Schichten unter der Oberfläche bestehen aus Überzeugungen, Normen, Werte, die jedoch nicht leicht auszumachen sind. Um eine Kultur zu verstehen, bedarf es einer Herangehensweise, die über die Ausdrucksformen hinausgeht und die zugrunde liegenden Werte und Normen erforscht, welche das Denken und Handeln der Menschen antreiben.

Beispiele finden sich in den Studien von Stutz, Baruch, Grotberg und Rathore (2002, S. 38), die sich mit der Widerstandsfähigkeit von Latino-Jugendlichen in Amerika auseinandersetzen. Sie sind eine Minderheit von etwa 13 % der Gesamtbevölkerung in den USA. Stutz et al. revidierten eine Reihe von Studien über sie. Sie fanden heraus, dass die meisten Studien auf ein Defizit oder Krankheitsmodell aufbauen. Es wird ein allzu negatives Bild von dieser Bevölkerung gezeichnet, viele leben ein gesundes, erfolgreiches Leben. Gerade hier zeigt sich wieder, dass kulturelle Elemente, welche die Widerstandsfähigkeit fördern, übersehen werden. Der Krankheitsansatz wird auch leicht zu einem stigmatisierenden Ansatz für Kinder, die aus armen, bildungsfernen Familien stammen, wodurch oft selbst erfüllende Prophezeiungen entstehen. Kinder müssen mehr Probleme bewältigen, da sie in einer risikoreichen Umgebung aufwachsen.

Stutz et al. fanden die folgenden Werte in der Kultur der Latinos: Im Mittelpunkt steht Treue und Anhänglichkeit innerhalb der Familie, die Dimension Kollektivismus, Respekt vor Autorität und Wärme in den zwischenmenschlichen Beziehungen. Diese unterscheiden sich von den wichtigsten Werten in der nordamerikanischen Gesellschaft (auch wenn die Gesellschaft der USA ein großes, variables Konglomerat von Subkulturen ist). Aber gerade in der modernen kapitalistischen Gesellschaft, wo Individualismus, Wettbewerb und mangelnde Achtung gegenüber Behörden zu dominieren scheinen, könnten die obengenannten Werte eine Kulturstärke der Latinos sein, welche die Widerstandsfähigkeit dieser jungen Menschen begünstigen.

Auf der anderen Seite ist ersichtlich, dass diese Werte an Wertschätzung verlieren, wenn ein Familie Probleme wie Gewalt oder Drogenmissbrauch hat. Somit führt der kulturelle Faktor, wenn er nicht mehr funktioniert, zu erhöhter Anfälligkeit an physischer und psychischer Krankheit.

Eine weitere andere Minderheit in den USA ist die North American Indian First Nation. Heavy Runner von der Universität Minnesota und Joann Morris behaupten, dass ein gemeinsamer Kern von Werten,

Überzeugungen und Verhalten zwischen allen 554 staatlich anerkannten Stämmen in den USA besteht. Diese gemeinsamen Werte sind Spiritualität, Erziehung in Bezug auf Großfamilien, Verehrung des Alters, Weisheit, Tradition, Respekt für die Natur, Großzügigkeit und Austausch, Zusammenarbeit und Harmonie, Gruppe, Autonomie und Respekt für andere, Gelassenheit, Geduld, Relativität der Zeit und non-verbale Kommunikation. Sie sind schützende Faktoren, die es gilt, so meinen die Autoren, zu vermitteln.

Die traditionelle indianische Familie ist eine Einheit in der Großfamilie. Jedes Kind hat eine Fülle von Blut- und Clan- Angehörigen, die, die Verantwortung der Kindererziehung teilen. Der Ältestenrat überliefert Stammeslegenden, Geschichte und Tradition und ist daher mit großem Respekt zu behandeln. Der Glaube an die Heiligkeit der Schöpfung lässt Menschen sich als Verwalter der Erde sehen. In ihrer Welt ist die Ansicht wichtiger, ein guter Mensch zu sein oder zu werden als materiellen Besitz zu erlangen. Balance und Harmonie ist durch Verzicht auf die Rechte des Einzelnen aufrechtzuerhalten. Die Zeit wird als fließend gesehen, sie folgt dem Rhythmus der Natur. Es scheint offensichtlich, dass es viel Weisheit und Stärke in diesem kulturellen Cluster gibt. Werte und Tradition geben ihnen Orientierung und Hilfe.

Ein weiteres Beispiel ist in der afrikanischen Gesellschaft zu sehen. In der Studie von Edith Grotberg (1992), die sich mit den sudanesischen Erziehungspraktiken auseinandersetzte, findet sich ein spezielles Merkmal. Sudanesische Kinder erwarten nicht, dass Differenzen innerhalb einer Gruppe von ihren Eltern gelöst werden. Die Eltern reagieren oft mit Gleichgültigkeit oder mit der Erwartung, dass die Kinder ihre Probleme selbst lösen können. In der sudanesischen Kultur kann das jüngere Kind Schutz bei den größeren Freunden finden. Sie lernen somit, dass ein Problem durch Freundschaft, Zusammenarbeit, Kommunikation zu lösen ist. Der Schutzfaktor des Netzwerks wird dazu verwendet, um ein Problem lösen zu können. Sie verwenden dazu verschiedene Teile des Netzwerkes je nach kulturellen Normen. Netzwerke können Fürsorge bieten, aber auch so wie in Afrika, wo kein öffentliches System der sozialen Sicherheit besteht, ist das Netzwerk auf breiterer Basis aufgebaut. Zum Beispiel Lebensmittel, Schulgeld durch Nachbarn, Arbeitskollegen, sie helfen mit emotionaler und spiritueller Unterstützung.

Die religiöse Unterstützung hat zum Unterschied zu westlichen Ländern einen viel höheren Stellenwert. Ist in den westlichen Ländern Religion oft Privatsache, so gehört Religion hier zum täglichen Leben und ist in die Kultur integriert. Die Kirche scheint als ein starkes und funktionierendes Netzwerk, welches eine wichtige Rolle spielt. Es scheint, dass, wo Religion ein Teil des Lebens und der Kultur ist, Belastbarkeit und Widerstandsfähigkeit erzeugt wird.

Die Beispiele zeigen, wie Kultur über einen langen Zeitraum Verhaltensweisen herausbildet, die Widerstandsfähigkeit erzeugen. Kultur ist eine Art mit Herausforderungen zu leben, die eine bestimmte Umgebung mit einem bestimmten Klima, bestimmte gesellschaftliche Bedingungen zur Verfügung stellt.

Kulturelle Studien und PTG

Forschung über PTG ist ein Bereich, der derzeit in vielen Teilen der Welt erforscht wird. Posttraumatisches Wachstum ist ein Begriff, der in einem westlichen Rahmen geschaffen wurde. Es scheint, dass PTG interkulturell gültig ist, die Operationalisierung des Begriffes scheint jedoch

westlich geprägt. Die Studie (Post Traumatic Growth in Cancer Perspectives of Indonesisch - Malaysien People) mit Krebspatienten mit östlichem kulturellem Hintergrund liefern ähnliche Ergebnisse wie bei Krebspatienten aus westlichen Ländern (Teo et al., 2007).

Diese cross cultural-Studie wurde hauptsächlich mit Krebspatientinnen aus Malaysien mittels Fragebogen (Post Traumatic Growth Index) durchgeführt. Das Durchschnittsalter betrug 52 Jahre, vom religiösen Hintergrund waren 44,5 % Buddhisten, 28,9% Christen und 16,4 % Muslime. Viele Patienten berichten über ein stärkeres religiöses Gefühl. Glauben, Beziehung wurden wichtiger, sowie die Wertschätzung des eigenen Lebens, neues Bewusstsein über Gesundheit und der Wunsch zu teilen und zu helfen.

Es waren aber auch negative Aspekte vorhanden. Zum Beispiel: Ein negatives Gefühl zu anderen. Zum Schluss wurde eine offene Frage gestellt, die aussagekräftige Rückschlüsse über persönliche Veränderungen im Leben der Krebspatientin als Folge ihrer Krebserfahrung ermöglichen sollte.

Die Studie "Posttraumatic Growth and Health-related Quality of Life in a Racially Diverse Cohort of Breast Cancer Survivors" (K. Bellizzi et al., 2010) veröffentlicht, an der Uni of Connecticut (Journal of Health Psychologie Vol. 15), überprüft die Beziehung zwischen Rasse, Religion und Posttraumatic Growth sowohl zwischen physischem als auch mentalem Wohlbefinden bei Brustkrebs-Erkrankten. Multivariate Analysen zeigen, dass African American Brustkrebserkrankte einen höheren Level von PTG als weiße Frauen aufweisen. Anzumerken ist, dass die Beziehung mit Religion in Verbindung gebracht wurde.

Die Studie Posttraumatic Growth after War, eine Studie mit ehemaligen Flüchtlingen und vertriebenen Personen in Sarajevo (Powell, Rosner, Butollo, Tedeschi und Calhoun, 2002), brachte folgende Ergebnisse:

Die Forschungsfrage bestand darin, ob nach den Kriegsereignissen für die Überlebenden ein „Leben“ in Form von Weiterentwicklung und Wachstum möglich sei, oder ob es sich lediglich um ein „Überleben“ handle. Dazu wurden insgesamt 150 Personen mittels Posttraumatic Diagnostic Scale und dem PTG Inventory, untersucht, welches in die Muttersprache (bosnisch) übersetzt wurde. Bei der Datenerfassung bzw. Auswertung wurde zwischen jüngeren und älteren Flüchtlingen, und Personen, die vor und nach dem Krieg innerhalb Ex-Jugoslawiens blieben, unterschieden.

Dabei stellte sich heraus, dass Flüchtlinge weniger Kriegserlebnisse berichteten als die im eigenen Land Vertriebenen. Auch Frauen berichteten von weniger traumatischen Erlebnissen als Männer. Flüchtlinge und intern Vertriebene unterschieden sich nicht im Grad der Krankheitssymptome. Im Gegensatz zu den bisherigen Forschungsergebnissen bestand kein Geschlechterunterschied bezüglich PTG. Frauen durchlebten nicht mehr Wachstum als Männer. Die Resultate zeigten ein höheres Niveau von Resilienz im Zusammenhang mit niedrigeren posttraumatic growth scores.

Erstaunlich war auch, dass ein signifikanter Alterseffekt festgestellt werden konnte. Ältere Menschen erreichten wesentlich niedrigere Wachstumswerte als jüngere. Dies könnte, so meinen die Studienautoren, auf eine unterschiedliche Zukunftsbewertung zurückzuführen sein. Es könnte jedoch darauf hinauslaufen, dass ältere Menschen bereits verschiedene Stresssituationen erlebt hatten und damit umgegangen beziehungsweise daran gewachsen seien. Erwähnenswert ist auch, dass keine starke Beziehung zwischen dem Ausmaß der Traumata und dem Wachstum nachgewiesen werden konnte. Es

gab auch Fälle, wo Menschen nach äußerst vielen und extremen Erlebnissen einen hohen Grad an Entwicklung durchmachten.

Weitere Studien beschäftigen sich mit dem Zusammenhang zwischen Religion und PTG bei verschiedenen Zielgruppen wie zum Beispiel Caregivers of Cancer Patients in Indien. Oder auch mit dem Zusammenhang zwischen PTG und PTSD (posttraumatic stress disorder). Dies ist eine nationale Studie von Juden und Arabern nach dem Israeli-Hezbollah Krieg.

Untersuchungen des Zusammenhangs zwischen Resilienz und PTG am Renate Adler Research Center for Child Welfare und Bob Shapell School of Social work an der Tel-Aviv University (Levine Saz et al., 2009): Resilienz wird in dieser Studie definiert als Fehlen von posttraumatic stress disorder, das nach dem Trauma erfolgt. Zwei Studien wurden mit Jugendlichen, die dem Terror ausgesetzt waren, und mit Einwohnern durchgeführt, speziell mit dem Armeepersonal nach dem zweiten Libanonkrieg. Die Resultate implizieren, dass sowohl Wachstum als auch Resilienz salutogenetische Konstrukte sind. Es besteht eine entgegengesetzte Relation.

Die beiden amerikanischen Wissenschaftlerinnen Tzipi Weiss und Roni Berger, deren Forschungsgebiete Migranten, traumatic stress und PTG sind, bringen einen neuen Gesichtspunkt auf dem Gebiet PTG. In ihrem Buch, das 2010 erschien, wurden 14 Artikel über „Lessons Learned from around the Globe“ zusammengefasst. Eine internationale Forschungsgruppe, bestehend aus Geisteswissenschaftlerinnen und klinischen Psychologen nimmt eine globale, kulturelle Perspektive von PTG gegenüber verschiedenen Kulturen und Gebieten ein, wie dem mittleren Osten, Israel, Deutschland, NL, Japan, China, Australien und der Gruppe der Latinos in den USA. Sie bieten einen wissenschaftlichen Einblick und praktische Beispiele, welche informieren und kulturelle Sensitivität auslösen, namentlich für die, welche in den verschiedensten Regionen der Welt ein Trauma überlebten und ermöglichen ihnen, in ihrem PTG Entwicklungsprozess einen Nutzen aus ihren traumatischen Erfahrungen zu ziehen.

PTG-Forscherinnen und Experten, die in diesem Arbeitsfeld arbeiten, schlagen vor, dass die sozial-kulturelle Sichtweise für das Messen und Vorhersagen von PTG einbezogen werden soll. In diesem Modell wird außerdem vorgeschlagen, Resilienz sowie PTG als bedeutende Indikatoren zu betrachten, um das Wachsen oder – wie Weiß und Berger es vorschlagen – „thriving“ von Traumatisierten zu beschreiben.

Kritische Einwände

Janus-Face-Modell – 2 Komponenten Modell

Dieses Modell ist von Maerker und Zöllner (2006). Sie argumentieren, dass sicherlich eine Seite in der Funktion wie Selbsttranszendenz, Konstruktivität, aktives Bewältigen, Neubewerten zu sehen ist. Die zweite Seite ist eine illusorische, eine Vermeidungsstrategie.

Das bedeutet sich „selbsttäuschen“, „abspalten“, „ablenken“ mit dem Anspruch das zugefügte, erlebte Leid zu lindern und den Schmerz weniger zu spüren.

Unterschiedliche kognitive und emotionale Prozesse sind bei unterschiedlichen Personen zu unterschiedlichen Zeitpunkten des Trauma-Bewältigungsprozesses bei der Selbstwahrnehmung posttraumatischer Reifung beteiligt. Selbstberichtete PTG kann in unterschiedliche Funktionen münden, die jeweils in anderer Weise mit Indices psychischer Gesundheit in Zusammenhang stehen. Bei einigen Indices hatten nicht berichtete positive persönliche Veränderungen reale und tatsächlich lebensverändernde Folgen ihrer Auseinandersetzung mit dem Trauma. Für andere ist das Berichten positiver Veränderungen eher eine Art Selbstberuhigungsstrategie im Umgang mit anhaltendem psychischem Leid. Bei manchen Betroffenen geht dies möglicherweise auch mit der Verleugnung negativer Trauma-Folgen einher. Außerdem ist davon auszugehen, dass die Erfahrung von posttraumatischem Wachstum einen differenziellen Zeitverlauf hat. Bei bisherigen Forschungsbemühungen wurden Differenzierungen jedoch nicht berücksichtigt.

Dies gilt besonders bei lebensbedrohenden Krankheiten, wo negative Emotionen den Menschen „überfluten“. Spiegel et al. (1989) fanden heraus, dass bei Frauen mit Brustkrebs, die sich in einer Gruppe gegenseitig unterstützten, indem sie den Mut bekamen ihre Gefühle auszudrücken (sei es mit Worten oder durch Kreativität), im Durchschnitt 37 Monate länger lebten, zweimal solange wie die Kontrollgruppe. Es kann jedoch auch passieren, dass der Überlebende des Traumas den vorhergehenden Level der psychischen und physischen Funktionsfähigkeit übertrifft und zwar im Sinne der in der beschriebenen englischen Literatur „thrives“. Dieses thriving wird allgemein als Posttraumatische Reifung bezeichnet.

Eine wichtige Frage muss jedoch in diesem Zusammenhang gestellt werden. Wie „real“ ist Posttraumatic Growth? In den Untersuchungen gehen die Forscher davon aus, dass die berichteten positiven Veränderungen real sind und Bedeutung für Menschen, die traumatisiert wurden, besitzen. Wie schon erwähnt, weisen kritische Stimmen, besonders Maercker und Zoellner (2004), auf das „Janus-Gesicht“ der posttraumatischen Reifung hin. Einerseits kann die Reifung eine „selbsttranszendierende, konstruktive Seite“ aber auch, wie in der Konzeption von Tedeschi & Calhoun, eine „selbsttäuschende, illusorische Seite“ besitzen.

Erstere argumentieren, dass die konstruktive Seite mit positiver Anpassung beziehungsweise funktionaler kognitiver Restrukturierung in Verbindung gebracht werden kann, während die selbsttäuschende, illusorische Seite mit Verleugnung, Wunschdenken oder Selbstberuhigung in Zusammenhang steht. In diesem Zusammenhang darf der konstruktivistische Aspekt nicht außer Acht gelassen werden. Wir konstruieren immer unsere Wirklichkeit, wie es Watzlawick formulierte. In diesem Sinne ist auch der Illusionsbegriff zu hinterfragen.

Inwieweit die illusorische Seite von PTG eine kurzfristige erfolgreiche Bewältigungsstrategie ohne Folgen für die psychische Langzeitanpassung darstellt oder einen hindernden Effekt auf die psychische Verarbeitung der Trauma-Folgen haben kann, ist, so argumentieren die Forscher, von individuellen Faktoren abhängig.

Weiters weisen sie darauf hin, dass sich im Laufe des Bewältigungsprozesses die beiden Komponenten, die konstruktive und die illusorische Gewichtung, verschieben können. Maercker und Zoellner gehen davon aus, dass verschiedene Entwicklungen möglich sein können. Entscheidend ist jedoch die Zeit: Bei manchen Trauma-Überlebenden bleibt ein posttraumatisches Wachstum über die „Zeit“, das vielleicht bis zum Lebensende erhalten bleibt (ein Beispiel dafür wäre Frankl), oder das

mit der Zeit wieder verschwindet. Es könnte in diesem Fall möglich sein, dass es eher eine anfängliche Illusion war, die möglicherweise aus der ersten Euphorie des Überlebens entstanden ist oder als kurzfristige Bewältigungsstrategie dient, die über den ersten Schock hinweghilft.

PTG als Copingstrategie und als Anpassungsstrategie

Die PTG als Copingstrategie und als Anpassungsstrategie wurde von Zoellner und Maercker (2006) untersucht. In ihrer Kritik an diesem Konzept betonen die Autoren, dass die Sinnfrage, die im Angesicht des Traumas sich stellen kann, zu beachten ist.

Meist wird die Frage gestellt: „Warum ist das passiert und warum mir“? Jedoch wenn die Frage in dem Kontext „benefit attribution“ sich stellt, besteht die Antwort in dem „wofür“, dies kann als signifikant für PTG gesehen werden.

Grenzen der bestehenden Konzepte

Fehlende theoretische Konzepte

Weitere Untersuchungen von Hobfoll et al. (2001) haben eine neue Betrachtungsweise in die wissenschaftliche Diskussion eingebracht.

Anhand einer Studie von Canetti-Nisim und Johnson (2006) kann PTG nach dem Trauma gemessen werden, indem Fremdenangst, politischer Extremismus, schlechte Anpassung mit der illusorischen Seite in Verbindung gebracht werden können.

Kritiker der Studien über PTG weisen aber darauf hin, dass noch keine wissenschaftlichen Ergebnisse bestehen. Es bleibt ein fehlendes theoretisches Konzept, obgleich es zahlreiche Studien gibt. Das Interesse der Forschung über PTG besteht in der konkreten Umsetzbarkeit und in einer genauen Theorie. Weitere Forschungen sind noch nötig.

Messinstrumente sind ungenau

Die Messinstrumente sind noch ungenau und noch nicht ausreichend zuverlässig, außerdem sind diese Messinstrumente noch nicht etabliert. Weitere Kritikpunkte sind in den Fragen zu sehen:

„wie und was wird gemessen“?

„was ist relevant“?

„worin besteht die Anpassung“?

Zum Beispiel im Nichtvorhandensein von negativen Symptomen (anhand von PTSD- Symptomen, Depression).

Oder in den positiven Ergebnissen wie zum Beispiel „psychisches Wohlbefinden“.

Wird dies vom Einzelnen so wahrgenommen, ist es objektivierbar?

Kann das Wahrnehmen von Gesundheit im Zusammenhang mit der Lebensumstellung in Zusammenhang gebracht werden?

Wie kann PTG gemessen werden?

Verschiedenste Messinstrumente werden angewendet.

Wie schon an anderer Stelle erwähnt, ist das PTG Inventory (Tedeschi) bedeutend.

Jedoch stellt sich die Frage wie weit sind sie valide?

Auch qualitative Methoden werden angewendet, sie scheinen jedoch wenig zuverlässig zu sein, wie es Linley und Joseph (2004) formulieren.

Qualitative Methoden können jedoch hypothesengenerierend sein und bringen neue Fragestellungen in die Forschung ein.

Definitionen zu ungenau

Die verschiedenen Definitionen von Trauma erstreckten sich von der Erfahrung über den Verlust eines geliebten Menschen, über Krankheit, Vergewaltigung, Bedrohung durch Terror, Krieg, Folter, bis hin zu Klimakatastrophen.

Sind PTG und PTSD komplett differente Konstrukte?

Kann es sein, dass man krank ist und trotzdem funktioniert, und den Schein erweckt, gut angepasst zu sein?

Gerade die Holocaustforschung, wie auch die Altersforschung zeigen auf, dass die Anpassung lange gut funktionieren kann. Doch die „Geister, die man rief“ können den Menschen in krankmachenden Alpträumen verfolgen.

Vorhersagen zu ungenau

Gibt es Faktoren (persönliche, kognitive, gesellschaftliche, soziale, kulturelle) die vor dem Trauma vorhanden waren und PTG begünstigen?

Gefahrenpotential in der Aneignung des Begriffs „Resilienz“

Um die Zukunft meistern zu können, benötigen wir resiliente Menschen, so beschreiben es Bildungswissenschaftler. Resilienz ist und soll vermehrt in der Zukunft eine Schlüsselkompetenz werden und in verschiedenen Auswahlverfahren eingesetzt werden.

Was für eine Rolle spielt PTG für die Psychotherapie?

Eine Frage, welche sich die Wissenschaft noch zu wenig gestellt hat. Weiterentwicklungen sind notwendig.

Doch die Gefahr könnte darin bestehen, dass das Thema Resilienz eine Leistung des Einzelnen werden muss, wie es derzeit schon für das Thema Gesundheit gilt. Jeder ist seines Glückes Schmied, man muss sich nur genügend anstrengen. Die soziale Verantwortung wird in diesem Betrachtungskontext vernachlässigt.

Hypothesen

Wie aus den bisherigen Darstellungen hervorgeht, hat Resilienz und PTG mit kulturabhängigen Einflüssen in einem größeren Ausmaß zu tun, als gemeinhin angenommen wird. Zwar taucht dieses Thema Kultur immer wieder in den verschiedensten Untersuchungen auf, aber bei Fragestellungen wie auch bei Auswertungen findet Kultur als eigener Begriff kaum Beachtung. Die vorliegende Arbeit möchte diesem Missstand abhelfen und daraus ergeben sich einige entscheidende Hypothesen, die im Folgenden näher ausgeführt werden.

Hypothese

Kultur, die aus kulturellen Schutz- und Risikofaktoren besteht – die ihrerseits in den Werten und Einstellungen unter „kulturellen Dimensionen“ zusammengefasst werden –, ermöglicht und/oder behindert die Entwicklung von Resilienz und in weiterer Folge auch von posttraumatischen Reifungsprozessen (PTG, Posttraumatic Growth).

Gegenhypothese

Auch wenn davon ausgegangen werden kann, dass Kultur aus einer Summe von veränderlichen Prozessen besteht und keine Konstante darstellt, so hat Kultur dennoch keinen messbaren Einfluss auf Resilienz und Posttraumatic Growth. Eher sind Sozialisationsprozesse, Persönlichkeitseigenschaften sowie Macht- und Ressourcenverteilungen entscheidend, um Resilienz und PTG erwerben zu können.

METHODIK

Design

Bei der Auswahl der Methode für eine wissenschaftliche Arbeit sind die Beweggründe wie auch das Menschbild, an dem sich Forscher in ihrer Arbeit orientieren, von Bedeutung. Beweggründe für die Auswahl von sozialwissenschaftlichen Methoden sind nicht nur im höchstmöglichen wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn, im Verstehen von Phänomenen oder Problemen zu sehen. Beweggründe können auch im Wunsch liegen, durch wirksame Methoden eine neue Perspektive, wie es die Salutogenese darstellt, einnehmen zu können und einen Puzzlestein dazu beitragen, dass in der praktischen Umsetzung eine Erweiterung in Behandlung und Betreuung möglich wird.

Biographieforschung

„Das wahre Bild der Vergangenheit huscht vorbei: nur als Bild, das auf Nimmerwiedersehen im Augenblick seiner Erkennbarkeit eben aufblitzt, ist die Vergangenheit festzuhalten.“

(Walter Benjamin, 1977)

Benjamin beschreibt die Schwierigkeit, vergangenes Leben festzuhalten. Auch wenn dies der Fall ist, besteht eine der Aufgaben von Wissenschaft darin, Methoden zu entwickeln, um Lebensgeschichten rekonstruieren und festhalten zu können. Um Menschen zum Erzählen ihres Lebens zu motivieren, können mit Hilfe der Biographieforschung – und deren Methode des narrativen Interviews – Menschen erreicht werden, die ihre Lebensgeschichte erzählen. Somit kann es dem Forscher gelingen, Biographien festzuhalten, zu rekonstruieren.

In der Biographieforschung kann mit der Anwendung des biographischen Interviews einerseits der Bezug zu den realen Lebenszusammenhängen der Menschen, die meist traumatische Erfahrungen durch die Flucht erfahren hatten, hergestellt werden. Andererseits kann ein Zugang zu ihrem Wissen, zu ihren Erfahrungen gefunden werden.

Um auf die Lebenswelt anderer eingehen zu können, bedarf es aus der Sicht der Autorin auch einer konkreten Auseinandersetzung mit der eigenen Person. Als Forscherin sollte ich mein eigenes Weltbild, meine Vorannahmen, aber auch meine Vorurteile kennen.

„Wie viel mag der Autor von sich selbst beziehungsweise von seinem Helden verstanden haben? Wieweit ist er unter die Oberfläche gedrungen, hat etwas von den Fäden sichtbar gemacht, an denen dieses Lebensschicksal gezogen worden ist?“ (Baacke/Schulze, 1984)

Biographische Selbstreflexion des Erzählers

Biographische Arbeit heißt immer auch Auseinandersetzung mit sich selbst. Die Auseinandersetzung findet vor allem in Erzählungen statt. Die Biographie wird durch Erinnern, Rekonstruieren und Erzählen erst hervorgebracht. Das Ziel heißt Selbstreflexion.

Die Bedeutung des Erzählens

Zu den Funktionen des Erzählens: Erzählen hat eine integrale Funktion innerhalb der menschlichen Kultur. Man kann davon ausgehen, dass alle menschlichen Kulturen auf irgendeine Weise erzählen und dass dies eine – sogar nötige – anthropologische Leistung ist. Kulturelle Werte und Traditionen werden durch Erzählen weitergegeben. Ohne eine Kultur des Erzählens, das heißt ohne Mythen, Fabeln, Sagen usw. hätte man wenig Auskunft über gesellschaftliche Haltungen und Themen, es würden Verbindungen fehlen, die eine Kultur überhaupt bestimmen. Die Erzählsituation beruht aber auf einem Vertrauen in die Sprache. Wenn eine Erzählung in einer unbekannt Fremdsprache schon unverständlich ist, ist dann eine Erzählung ohne Sprache kaum vorstellbar.

Freilich ist zu bedenken, dass die Muttersprache selbst ihre Schwäche hat, indem sich durch ihren Gebrauch menschliche Erfahrungen nicht direkt reproduzieren lassen, sondern nur aus zweiter Hand. Aber wenn man davon ausgeht, dass es sich bei der Lebenserzählung um eine konstruktive Leistung des Erzählers handelt, in der seine Erinnerungen in eine sprachlichen Form gebracht werden und wo Form, Inhalt und Funktion eine Einheit bilden, so lassen sich in der interpretativen Analyse doch die herausgearbeiteten Phänomene auf den vorrangig interessierenden Aspekt auflösen.

Im Zentrum meines Interesses steht für mich weniger die Frage nach den biographischen Strukturen, wie in eher soziologisch motivierten Ansätzen (Schütze, 1981), sondern die Art und Weise, wie die Erzähler die aktuelle Kommunikationssituation während des Interviews auffassen und nutzen, um sich mit ihren Erinnerungen, Erfahrungen auseinanderzusetzen. Sie ermächtigen sich mit ihren narrativen und rhetorischen Mitteln, eine bestimmte Selbst- und Weltansicht her- und darzustellen und diese sich selbst wie dem Hörer plausibel zu machen. Die eigenen Erfahrungen in sprachliche Äußerungen zu bringen, ist eine nicht zu unterschätzende Leistung und ein wichtiges Stück Identitätsarbeit.

Therapeutisches Erinnern ist eine andere Form von Erinnern, sich die in den Zielen wie auch in der Intensität unterscheidet: „Biographische Forschung hat jedoch nicht zum Ziel, pathologische Momente zu finden und für den Erzähler transparent zu machen, um einen Heilungsimpuls zu ermöglichen. Biographische Forschung ist bemüht, zu beschreibende Phänomene in ein Gesamtbild zu integrieren, um sie verstehbar zu machen. Psychoanalyse dagegen ist bemüht, zu bearbeitende Phänomene aus dem Gesamtbild zu isolieren, um sie zu verändern“ (Schindler, S. 47).

Bei Ina Schindler finden sich wichtige Aspekte, wie die Nähe und Ähnlichkeit zur Psychoanalyse, die immer wieder mit Biographieforschung in Zusammenhang gebracht werden. Mit erzählter Lebensgeschichte hat es nicht nur die Biographieforschung zu tun, sondern auch Menschen, die professionell im Gesundheitsbereich entweder in der Beratung oder in der Therapie und Behandlung zu tun haben. Erzählen stellt hierbei eine allgegenwärtige Alltagshandlung dar, die es Menschen ermöglichen, ihre Erlebnisse und Erfahrungen auszutauschen, etwas zu erklären, sich zur rechtfertigen oder Handlungen zu begründen. Narrativität kann als fundamentales Ordnungsprinzip menschlichen Erlebens und Handelns, wie es Lucius-Hoene (1998, S. 109) formuliert, gesehen werden.

Es muss jedoch zwischen Alltagskommunikation, dem Erzählen im Rahmen eines so genannten „narrativen Interviews“ und einer pädagogischen oder therapeutischen Beratungssituation unterschieden werden, wo Zeit und institutionelles Setting jeweils etwas anders ausfallen.

Biographische Selbstreflexion kann sogar eine Quelle für Resilienz sein! Die Suche nach Resilienz ist über einen biographieanalytischen Zugang mittels narrativen Interviews möglich.

Das narrative Interview

In der Biographieforschung wird mit der Produktion von Texten gearbeitet. Persönliche Dokumente, die bereits vorliegen und persönliche Dokumente, die über unterschiedliche Zugangsweisen – wie durch strukturierte, halbstrukturierte oder narrative Interviews – erhoben wurden, dienen zu Datengewinnung. Fritz Schütze und Mitarbeiter haben die erzähltheoretischen Grundlagen für die Entwicklung des narrativen Interviews geschaffen (1983).

Ziel der Erhebung von narrativen Interviews ist es, sich mit subjektiven Sichtweisen im Spannungsfeld von Gesellschaft und Kultur auseinandersetzen. Mit den narrativen Interviews können Veränderungen in der Biographie identifiziert werden, auch erlauben sie einen ungewöhnlich großen Lesespielraum. Die Schwierigkeit des narrativen Zugangs besteht in der Selektion des Erzählers. Die Biographieforscherin Rosenthal Gabriele stellt die Frage, inwieweit der Erzähler als „Vergangenheitsrekonstrukteur“ (1988) kontrollierbar ist und in welcher Hinsicht nicht gerade auch in der Selektionsweise eine Aussagekraft steckt.

Zum Umgang mit Biographien: Durch narrative Interviews beabsichtigen Wissenschaftler, Kenntnis davon zu erlangen, wie Menschen „ihre Welt deuten“ und ihr Handeln leiten. Die Art der Auswertung narrativer Interviews ist in der Regel auch durch Fragestellungen der jeweiligen wissenschaftlichen Disziplin geleitet.

Das narrative biographische Interview

Das narrative biographische Interview, auf das sich die Verfasserin dieser Arbeit stützt, wurde von Fritz Schütze (1976) entwickelt. Nach Schütze ist ein Interview dann „narrativ“, wenn sich der (oder die) Erzählende „dem narrativen Strom des Nacherlebens seiner Erfahrung“ überlassen hat und wenn er keine „kalkulierte, vorbereitete beziehungsweise zur Legitimation bereits oftmals präsentierte Geschichte zu Erzählfolie nimmt“ (Schütze 1984).

Durchführung eines solchen Interviews

Folgende Arbeitsschritte sind bei Durchführung eines biographischen narrativen Interviews einzuhalten.

Rekrutierungsphase

Hinsichtlich Anwerbung eines Interviewpartners und Terminvereinbarung findet zu Beginn der Begegnung ein kurzes Gespräch statt, das der Annäherung dient. Die Modalitäten des Interviews sowie das Forschungsinteresse stehen im Vordergrund. Informationen zur Interviewform, zur Tonbandaufnahme, zum Verwendungszweck werden ausgetauscht. Die Anonymisierung der Daten wird zugesichert.

Erzählaufforderung

Am Anfang des narrativen Interviews steht eine Erzählaufforderung, welche die Befragten zur Haupterzählung veranlasst, die durch drei Erzählpflichten gesteuert wird:

- a. Gestaltungszwang (angefangene Themen auch abzuschließen)
- b. Kondensierungszwang (die Erzählung zu verdichten, um sie nachvollziehen zu können)
- c. Detaillierungszwang (Hintergrund- oder Zusatzinformationen werden eingebracht)

Der Befragte wird gebeten, seine Lebensgeschichte oder einen Ausschnitt aus seinem Leben zu erzählen. Nach der Erzählaufforderung sollte keine Unterbrechung mehr erfolgen.

Haupterzählung

Der Befragte führt hier Regie. Wie der Interviewte berichtet, was er erzählt oder auslässt, kann als wichtig angesehen werden. Der Befragte soll das Erzählte nicht begründen, kommentieren, bewerten. Das Gesprochene wird auf Tonband aufgezeichnet. Die Haupterzählung wird meistens durch eine knappe Äußerung, welche das Ende der Erzählung signalisiert, abgeschlossen.

Nachfragephrase

In der Nachfrage lassen sich zwei Formen von Nachfragen unterscheiden:

- a. Nachfragen über Unklarheiten von Aussagen, die nur angedeutet wurden
- b. Nachfragen über Probleme oder Sachverhalte, die nicht angesprochen wurden, die aber aus bestimmten Gründen wichtig sind, wie zum Beispiel zur Vervollständigung

Die Nachfragephase ist dadurch gezeichnet, dass während der Haupterzählung Gesprächsnotizen notiert wurden.

Interviewabschluss

Der Abschluss dient zur Bilanzierung des Interviews. Diese Phase ist dadurch gekennzeichnet, dass eine abschließende Zusammenfassung und Bewertung des Erzählten erfolgt. Hier kann der Befragte das Erzählte bewerten und kommentieren. Es kommt zu einer Rahmung der Erzählung.

Verschriftlichung

Die Verschriftlichung des Interviews ist Voraussetzung für die wissenschaftliche Analyse.

Grundsätzliche Überlegung zur Auswertung

Vorteile

Ein entscheidendes Problem bei der Auswertung narrativer Interviews besteht im Anspruch der Vergleichbarkeit des Materials und in der Kontrollierbarkeit. Die erhaltenen Informationen sind mit großer Wahrscheinlichkeit bedeutungsvoller als bei standardisierten Interviews, denn die Interviewten können jene Fakten hervorheben und entsprechend darstellen, welche für sie von entscheidender Bedeutung sind. Die Informationen sind umfassender, weil sie nicht durch vorgegebene Antworten eingegrenzt sind. Ob sie jedoch gültiger sind, ist zu hinterfragen, denn die Interviewten können sich möglicher Weise selbst verfehlen.

Nachteile

Nachteile ergeben sich aus der oft unterschiedlichen Qualität der Interviews, welche die Vergleichbarkeit erheblich einschränken kann. Es wird vorausgesetzt, dass die Befragten einerseits über die nötige sprachliche und soziale Kompetenz verfügen und andererseits bereit sind, ihre Geschichten zu erzählen, was nicht immer der Fall ist.

Die erzählten Geschichten gehorchen ihrer eigenen Logik und sind meist schwer vergleichbar. Soll eine gewisse Mindestinformation garantiert werden, wird der Interviewer häufiger eingreifen müssen und dadurch den Gesprächsfluss stören. Es muss also ein Kompromiss gefunden werden zwischen der Originalität der Erzählung und dem methodischen Postulat der Vergleichbarkeit.

Beim narrativen Interview handelt es sich um eine sehr subtile Technik, die den Interviewten zu Teil überraschen und verwirren kann. Dies ist auch in der vorliegenden Arbeit ein Aspekt, auf den Rücksicht genommen werden musste.

Auswertungsmethoden

Es liegen unterschiedliche qualitative Auswertungsmethoden zur Rekonstruktion vor, und jede Methode besitzt ihre eigenen erkenntnistheoretischen Grundlagen. In der Forschungspraxis kommen

in der Regel meist verschiedene Ansätze zur Anwendung, abhängig von den verschiedenen Wissenschafts- und Forschungsdisziplinen. Verschiedenste Auswertungsverfahren aus verschiedenen Perspektiven können in der Forschung verschränkt werden. So kommen sozialpsychologische (vgl. Rosenthal, 1998) oder psychoanalytische Ansätze (Schreiber, 2006) in Kombination mit narrativen Auswertungsverfahren in Einsatz. Die Entscheidung, welcher Weg bei der Auswertung zu beschreiten ist, sollte immer am konkreten Erkenntnisinteresse ausgerichtet werden.

Struktur, Inhalt und Gestalt eines Interviews sind sicherlich auch immer auf die Aufforderung des Interviewers oder der Interviewerin zurückzuführen. Die Auswahl der theoretischen Bezüge wird vom empirischen Material geleitet. Die in die Interpretation einfließenden Theorien bzw. Theoriefragmente müssen inhaltlich bzw. thematisch mit den zu untersuchenden Segmenten korrespondieren.

Angewandte Methodik

Auswahl der Teilnehmerinnen

Die Auswahl erfolgte auf Grund folgender Aspekte:

- a. Geschlecht
- b. Flüchtlingsstatus (nach Genfer Konvention Asyl bekommen)
- c. Verschiede Kulturräume (eurasisch/südosteuropäisch/asiatisch/afrikanisch)
- d. gute Sprachkenntnis der deutschen Sprache (B2 nach dem europäischen Referenzrahmen)
- e. derzeit nicht in psychotherapeutischer Behandlung
- f. Zustimmung zum Interview

Der letzte Punkt ist gerade bei dieser Zielgruppe von Bedeutung. Eine Interviewpartnerin, die der Autorin schon längere Zeit bekannt ist und zu der auch eine Vertrauensbasis aufgebaut wurde, getraute sich nicht, sich in eine Interviewsituation zu begeben, da sie in ihrem Heimatland Bosnien noch immer verfolgt wird. Auch vom europäischen Gerichtshof bekam sie den Rat, keine Interviews zu geben. Obgleich dieses Interview von Forschungsinteresse ist und die Themen Resilienz, PTG ein wichtiger Aspekt in ihrem Leben sind, hat die Interviewerin diesem Umstand Rechnung zu tragen, auch wenn es durch gutes Zureden möglich wäre, dieses Interview zu bekommen.

Rahmenbedingungen der Interview-Durchführung

Begonnen wurde mit einer einleitenden Frage, welche der Interviewpartnerin (Befragenden) mündlich, aber auch in schriftlicher Form vorgelegt wurde. Zusätzlich wurden auch Bilder verwendet, um Assoziationen auszulösen. Muttersprache ist immer eine Sprache der Emotion. Dabei war es wichtig, Erzählungen und nicht Rechtfertigungen/Beschreibungen (vgl. Gabriela Rosenthal) auszulösen. Die präsentierten Bilder symbolisierten Wege, welche die Phantasie dazu anregen sollten, daraus neue Fragen zu entwickeln. Es wurde Wert auf möglichst freie Erzählung der Interviewten gelegt.

Die aus den Interviews gewonnenen Erkenntnisse wurden nach Möglichkeit in den Prozess der noch ausstehenden Interviews übernommen und integriert, etwa in Form weiterer Fragen. Zum Beispiel wurde im Verlauf der Interviews die zusätzliche Frage entwickelt, welche Aspekte sich am positivsten

verändert haben, um in der Analyse eine mögliche Gewichtung der Dimensionen von PTG vornehmen zu können.

Alle Interviews wurden mittels eines Aufnahmegerätes aufgenommen und transkribiert. Namen wurden dadurch anonymisiert, dass sie mit den jeweiligen Anfangsbuchstaben abgekürzt wurden. Nach jedem Interview wurde ein Kontextprotokoll angefertigt und eine kurze inhaltliche Zusammenfassung erstellt, um über das Erzählte zu reflektieren und eine Vorstrukturierung vorzunehmen. Nach jedem Interview wurde nochmals ein kurzes Gespräch geführt, um das Interview emotional positiv abzuschließen und die Gefahr von negativen Erinnerungen zu minimieren, welche seelische Erschütterungen auslösen könnten.

Setting

Die Interviews wurden im Büro einer NGO für Migranten und Flüchtlinge in Graz geführt, jedoch nicht im Büro der Interviewerin. Die Überlegung bestand darin, dass die Interviewerin nicht in der Position der Beraterin zu sehen sein sollte, sondern eher in der Position einer Expertin. Es wurde versucht, eine ungestörte und entspannte Atmosphäre zu gewährleisten.

Zuerst wurde ein informelles Gespräch geführt, um latente Ängste (Sprache, Erinnerungen an behördliche Interviews – etwa bezüglich Asylanträge) abzubauen. Von der Autorin wurde versucht, den Teilnehmerinnen an den Interviews das Gefühl zu geben, nicht „benutzt“ zu werden. In den letzten Jahren sind Migranten und Flüchtlinge für Forschungszwecke von Interesse. Es besteht jedoch die Gefahr, dass sie instrumentalisiert werden. Es wurde auch erklärt, wozu die Interviews benötigt werden und was der Inhalt ist.

„Mich interessiert, warum Menschen gesund bleiben oder werden trotz schweren Belastungen – und nicht, was Menschen krank macht.“

(Wiederholung durch Symbolsprache)

„Mich interessieren Menschen, die schwimmen können, obwohl sie eigentlich untergehen müssten durch ihren schweren ‚Lebensrucksack‘“.

Besonders der salutogenetische Ansatz löste bei den Befragten positives Interesse aus. Ihr Wissen und ihre Erfahrungen wertzuschätzen und nicht den Fokus auf ihre Defizite zu legen, wirkten vertrauensbildend.

Nach Überprüfung des Aufnahmegerätes erfolgte der nochmalige Hinweis, dass das Interview anonym sei. Der Name werde mit Anfangsbuchstaben gekennzeichnet.

Durchführung des Narrativen Interviews

Das Interview begann mit der Erzählungsaufforderung, die es den Befragten ermöglichte, sich auszudrücken – wenn auch nicht in ihrer Muttersprache, so doch in ihrer Diktion, in ihrem Symbolsystem. Eine Problematik besteht sicherlich darin, dass sie nicht in ihrer Muttersprache sprechen

konnten. Einerseits hat dies den Vorteil, dass die Interviewten ähnliche sprachliche Bedingungen vorfinden. Andererseits besitzen die Befragten das gleiche Sprachniveau (laut dem europäischen Sprachenrahmen sind sie in der fortgeschrittenen Sprachgruppe B2). Auch wenn die Muttersprache die Sprache ist, mit der Gefühle leichter ausgedrückt werden und eher die Möglichkeit besteht, Zugang zum Erlebten zu bekommen, bestanden somit keine Verständigungsschwierigkeiten.

Um aber sicher zu gehen, dass die Frage auch verstanden wurde, kamen zwei verschiedene Zugänge zur Anwendung: auditiv und visuell. Die auditiv gestellte Frage wurde zusätzlich verschriftlicht und der Befragten vorgelegt. Danach wurden folgende symbolhafte Bilder gezeigt.



Abbildung 1: Der Weg



Abbildung 2: Das Tor

Sie stellen einen Weg sowie ein Tor dar. Der Weg steht für den prozesshaften Begriff Resilienz, das Tor steht für PTG „anzukommen und weitergehen“.

Mit dieser Methode können Verständnisprobleme gemindert werden, da aus der Erfahrung der Interviewerin gerade Bilder einen wichtigen Zugang zu Menschen mit Migrationshintergrund besitzen. Daher wurde die Frage durch Bilder unterstützt. Die Symbolsprache in Form eines gezeichneten Bildes kann als Spaziergang durch das Bild beschrieben werden. Es steht stellvertretend für etwas nicht Wahrnehmbares (auch für etwas Gedachtes oder etwas Geglaubtes). Ein Symbol ist eine spezifische Art von Zeichen, das seine Bedeutung assoziativ zur Anschauung bringt. Gerade in kulturellen Systemen haben Symbole eine sehr starke Wirkung. Die Gefahr besteht jedoch, dass Bilder auch negative emotionale Prozesse auslösen können – somit ist hier kultursensibel vorzugehen.

Eingangsfragen durch die Interviewerin

- a. Wie bleiben Menschen in schwierigen Situationen in ihrem Leben (Schicksal, Weggehen aus ihrer Heimat, Krieg, Armut, Flucht) gesund?
- b. Was macht sie stark?
- c. Was hält sie gesund?
- d. Was hat sie stark gemacht?
- e. „Du hast Zeit zu erzählen! Ich werde dich nicht unterbrechen. Du kannst Pausen machen und Nachdenken, du musst nicht in einem Fluss sprechen. Wir werden merken, wenn du fertig bist“ (die Anrede „du“ wurde verwendet, da die Befragten der Interviewerin seit längere Zeit bekannt sind).

Vorlage des Bildes

- a. Wie war dein Weg?
- b. Bist du vor der Tür?
- c. Hast du die Tür geöffnet und was siehst du dahinter?

Allfällige Nachfragen zu Resilienz

- a. Was hat dich geschützt?
- b. Hast du die Überzeugung, dass Schwierigkeiten lösbar sind und du im Rucksack genug und brauchbare Sachen mit hast?
- c. Wie siehst du dich jetzt – gibt es Veränderungen?
- d. Wie siehst du dich, wie siehst du deine Familie, wie siehst du deine Heimat?
- e. Wie siehst du die Rolle der Frau (Mann ist stärker als die Frau)?
- f. Ist Autorität wichtig, man muss, das machen was ein Chef will, darf man kritisieren
- g. Ist Ordnung wichtig?
- h. Braucht man Orientierung, man braucht Regeln, man muss wissen was man tun muss?

Nachfragen zu PTG

- a. Welche Lebensphilosophie hast du?
- b. Gibt es etwas wie eine höhere Kraft?

c. Wie gehst du mit der Zeit um?

Ausklingphase

Es wurde bei allen Teilnehmerinnen nach dem Interview ein informelles Gespräch geführt, es wurde in diesen Gesprächen versucht, aufkommende Erinnerungen, unangenehme Gefühle zu besprechen um die Teilnehmerinnen nicht emotionalisiert zurück zu lassen.

Kritische Reflexion der Methode und der Durchführung

Bei einem Interview kam es zu einer persönlichen Betroffenheit der Interviewerin. Obgleich ihr die Lebensgeschichte bekannt war, löste sie doch Betroffenheit bei ihr aus. Diese Betroffenheit kann zu einer „Verzerrung“ des Interviews führen und die Konzentration stören. Wieweit dies der Fall war, wäre nur mit einem psychoanalytischen Verfahren zu eruieren.

Andererseits kann auch das Zeigen von Mitgefühl eine stärkere Vertrauensbasis aufbauen. Das Zeigen von Gefühlen unterscheidet sich kulturell. Emotionen, die kongruent sind, werden von dieser Zielgruppe aus meiner Erfahrung geschätzt. Die Gefahr besteht jedoch in der „Überflutung“ der Gefühle.

Somit bedarf es gerade bei dieser Zielgruppe einer gewissen Vorsicht bei der Interviewführung. Es ist eben kein psychotherapeutisches/analytisches Gespräch, und die Gefahr, „Flash Backs“ auszulösen, die nicht therapeutisch bearbeitet werden, ist bei Traumatisierten nicht zu unterschätzen.

Eine andere Gefahr wären Berührungängste seitens der Interviewerin. Sicherlich kam mir bei der Interviewführung meine langjährige Erfahrung mit dieser Zielgruppe zugute. Ich habe auch das Vertrauen, dass die Verdrängung als Schutzfunktion in den meisten Fällen funktioniert. Doch um sicher zu gehen, habe ich nach jedem Interview ein Nachgespräch geführt. Besonders in einem Fall, wo Folter, Gewalt, Tod eine große Rolle spielten, die jedoch im Interview nur vereinzelt zu erkennen waren. In der Nachfragephase ließ ich weitere Fragen bewusst aus, obgleich sie für das Ergebnis relevant gewesen wären.

Sicherlich stellt sich auch die Frage, wie viel „Vorwissen“ über die Befragten ist für die Methode des narrativen Interviews abträglich? Die Beantwortung dieser Frage bedarf einer Diskussion, die in dieser Arbeit nicht geleistet werden kann und auch nicht vorgesehen ist.

Arbeitsschritte der Auswertung

Vorbereitungen

Der erste Arbeitsschritt bestand in der Transkription der Interviews anhand der getätigten Tonbandaufnahmen. Die Interviews wurden im Wortlaut mit stellenweisen Zugeständnissen an die Lesbarkeit transkribiert. Einige Worte oder Sätze waren etwas schwer verständlich, besonders wegen sprachlicher Schwierigkeiten.

In einem zweiten Schritt wurden alle bekannten biographischen Daten und Ereignisse festgehalten. Diese Tabellen beinhalteten unter anderem Informationen über das Alter, den Geburtsort, den beruflichen Werdegang, über die Familie usw. Diese Tabellen ermöglichten es, erste Vergleiche zwischen den einzelnen Befragten anzustellen.

Hauptteil der Auswertung

Zunächst wurden die ermittelten Textpassagen inhaltlich analysiert. Jedes Interview wurde einzeln analysiert, wobei nach relevanten Textstellen gesucht wurde, welche die kulturellen Dimensionen und Prozesse von Resilienz und PTG abbilden. Die Dimensionen der Teilnehmerinnen wurden untereinander verglichen, so dass Gemeinsamkeiten, Unterschiede sowie Zusammenhänge benannt und dargestellt werden können. Besonderheiten der Ergebnisse wurden hervorgehoben.

In einem weiteren Schritt wurden die einzelnen transkribierten Interviews noch einmal aufmerksam durchgelesen. Dabei ging es darum, relevante Interviewstellen bzw. Passagen hinsichtlich der Forschungsfrage im Text zu identifizieren und den nachstehenden Kultur- und PTG-Dimensionen zuzuordnen.

Der nächste Arbeitsschritt bestand darin, die Kommentierungen noch einmal näher zu betrachten und zu prüfen, ob und – falls ja – welche dieser Dimensionen für die Darstellung von Resilienz und PTG bei den Teilnehmerinnen von Bedeutung sind.

Die Autorin wird sich in der vorliegenden Arbeit hauptsächlich an den Kulturdimensionen des Kultursoziologen Hofstede orientieren. Dabei wird von folgenden Überlegungen ausgegangen:

- a. Kultur ist immer durch die Umgebung, durch das Umfeld erlernt (Denkmuster/Handlungsmuster).
- b. Kultur ist stets mit den aktuellen Lebensbedingungen verbunden.
- c. Kultur ist ein Prozess. Kultur ist un abgeschlossen, prozesshaft und veränderbar.
- d. Menschen erfahren durch diesen Prozess eine Veränderung in ihren Werten, Verhaltensweisen und Bewertung.
- e. Kultur verbindet uns mit anderen Menschen einer Gruppe. Deren Werte werden von vielen Mitgliedern dieser Gruppe geteilt.
- f. Werte sind nur im beschränkten Maße (Symbole/Helden/Riten) sichtbar. Sie beeinflussen jedoch das Verhalten und Denken der Menschen innerhalb einer Kultur.

Hofstede unterscheidet in Bezug auf die Wertvorstellungen unterschiedlicher Kulturen folgende fünf verschiedene Bereiche des menschlichen und gesellschaftlichen Miteinanders (Kulturdimensionen):

Resilienz-relevante Dimensionen (Kulturdimensionen)

- a. Machtdistanz
Auf dieser Dimension lässt sich abbilden, in welchem Ausmaß ungleiche Machtverhältnisse in einer Kultur akzeptiert werden. Je höher die Machtdistanz, desto ungleicher ist die Machtverteilung in Familie, Schule, Beruf oder Politik. Bei hoher Machtdistanz wird erwartet, dass die Initiative immer vom Lehrer, Vorgesetzten oder vom Repräsentanten eines

politischen Systems ausgeht, man wird zu Respekt und Gehorsam erzogen. Bei einer niedrigen Machtdistanz wird Eigeninitiative gefordert. Das Erziehungsziel ist die Gleichberechtigung.

b. Individualismus versus Kollektivismus

Auf dieser Dimension lässt sich abbilden, in welchem Ausmaß sich die Mitglieder einer Kultur als Teil eines sozialen Beziehungsgefüges definieren und sich diesem gegenüber verpflichtet fühlen. Gesellschaften, in denen die Bindungen der Menschen untereinander locker sind, werden als individualistisch bezeichnet. Dies bedeutet, dass Menschen nur für sich und ihre Kernfamilien sorgen. Aufrichtige Meinungsäußerungen werden in diesen Kulturen geschätzt.

Im Gegensatz dazu finden sich in kollektivistischen Kulturen starke, geschlossene Gemeinschaften. Mitglieder dieser Gemeinschaften (Gemeinde/Arbeit/Großfamilie) gehören ihnen ein Leben lang an. Eigene Meinungen werden zum Wohl der Harmonie zurückgehalten. Sie kommunizieren indirekt, das heißt, dass die Informationen „zwischen den Zeilen“ (vgl. asiatische Kultur/Japan) liegen.

c. Unsicherheitsvermeidung versus Risikobereitschaft

Auf dieser Dimension lässt sich abbilden, in welchem Ausmaß unklare und mehrdeutige Situationen in einer Kultur Verunsicherung und Ängstlichkeit hervorrufen. Bestimmend sind Regeln zur Regulierung des privaten und öffentlichen Lebens. In Kulturen, die ungewisse oder unsichere Situationen schlecht ertragen, werden solche Situationen vermieden. Unsicherheit ist eine Bedrohung und muss bekämpft werden. Viele detaillierte Regeln und Strukturen werden vorgegeben, wie zum Beispiel von autoritären politischen Systemen, aber auch von Religionen. Bei schwacher Unsicherheitsvermeidung gilt hingegen die Unsicherheit als unvermeidbarer Teil des Lebens. Hier bestimmen die vorhandenen Regeln den Alltag eher weniger, obgleich Zeit einen Orientierungsrahmen darstellt.

d. Maskulinität versus Feminität

Auf dieser Dimension lässt sich abbilden, in welchem Ausmaß in einer Kultur die Geschlechterrollen voneinander abgegrenzt und festgelegt sind. Die Rollenverteilung zwischen Frauen und Männern gibt Auskunft über die Kulturdimension „Maskulinität“. Hofstede macht sie an „typisch männlichen“ und „typisch weiblichen“ Merkmalen fest. In maskulinen Gesellschaften herrschen demnach vermeintlich männliche Werte wie hart, kämpferisch, materiell und leistungs-/wettbewerbsorientiert. In Gesellschaften mit femininen Werten stehen typisch weibliche Merkmale wie sozial, sensibel oder Kompromiss suchend im Vordergrund. Die besondere Betonung ist auf Solidarität und Qualität von Beziehungen gerichtet.

e. Kurzfristige versus langfristige Orientierung

Auf dieser Dimension lässt sich abbilden, in welchem Ausmaß in einer Kultur langfristiges Denken wertgeschätzt wird. In Kulturen mit hoher Langzeitorientierung wirken sehr alte Traditionen bis in die Gegenwart hinein und die Handlungen in der Gegenwart haben für die Zukunft eine hohe Verbindlichkeit. In solchen Kulturen können sehr stabile und verbindliche Gefüge über Generationen hinweg entstehen, die nur schwer zu verändern sind, während in Kulturen mit geringer Langzeitorientierung Traditionen allenfalls einen nostalgischen Wert besitzen und Handlungen in der Gegenwart einer „Halbwertszeit“ folgen.

PTG- relevante Dimensionen

Die Psychologie-Professoren Tedeschi und Calhoun (1995) identifizierten in der Entwicklung des Messinstrumentes PTG Inventory – in der deutschen Übersetzung waren es Maerker und Langner 2001 – die nachstehenden fünf Bereiche persönlicher Reifung (PTG). Einschränkend muss erwähnt werden, dass sich PTG auf unterschiedlichen Ebenen manifestiert und unterschiedliche Lebensbereiche beeinflusst. Diese Ebenen müssen jedoch bei ein und derselben traumatisierten Person nicht gleichzeitig berührt werden (Maercker, 2001).

Grundsätzlich kommt es zu folgenden Veränderungen:

- a. Veränderung der Lebensphilosophie
Intensive Wertschätzung des Lebens und Bewusstsein für das „Wesentliche im Leben“. Sie stellt eine typische „Reifungserfahrung“ von Menschen dar, die mit einem Trauma zu kämpfen hatten.
- b. Veränderung in zwischenmenschlichen Beziehungen
Intensivierung von persönlichen Beziehungen. Einerseits können sich Betroffene bestimmten Menschen näher fühlen, wodurch Beziehungen an Bedeutung zunehmen. Andererseits kann dies mit Distanzierung und Abwendung von anderen Menschen einhergehen. Es kann aber auch zu einem allgemeinen erhöhten Mitgefühl und Solidarität mit den „Schwächeren“ kommen.
- c. Veränderung der Selbstwahrnehmung
Intensive Bewusstwerdung der eigenen Stärke, aber auch der eigenen Verletzlichkeit.
- d. Veränderung im Wahrnehmen von Lebenschancen
Entdecken neuer Möglichkeiten im Leben, wie das Ergreifen eines neuen Berufes oder vermehrtes soziales Engagement.
- e. Veränderung im spirituellen Erleben
Intensivierung der Entwicklung des spirituellen Bewusstseins, von welchen auch Menschen betroffen sein können, die zuvor eine atheistische Weltsicht vertraten.

Balten et al. (1996) weisen darauf hin, dass diese Bereiche „paradoxe Elemente“ in sich tragen, somit werden Trauma-Betroffene potenziell zu dialektischem Denken geführt. Dies wäre nach Baltes et al. als „Weisheit“ zu benennen. Es kann somit aus einem Verlust ein persönlicher Gewinn entstehen.

ERGEBNISSE

Die folgenden Fallgeschichten korrespondieren mit den befragten Teilnehmerinnen. Für die Lesbarkeit der transkribierten Interviews wurden nur vereinzelt Korrekturen vorgenommen. Die Transkription der Interviews lehnt sich aber meist an Grammatik und Sprache der Erzählung an.

Befragte 1**Biographie**

NAME	Yi
Alter	40 Jahre
Religion	Muslimin (trägt zeitweise Kopftuch)
Familiensituation	Verwitwet in erster Ehe sowie ein Kind. Beide wurden bei einem Bombenangriff auf ihr Haus getötet. Die zweite Ehe mit einem Tschetschenen fand in Österreich statt.
Herkunftstand	Tschetschenien/Kaukasus
Politisches/ gesellschaftliches System/ religiöse Strukturen	Tschetschenien war 1921 ein Teil der sowjetischen Gebirgsrepublik. Ende 1991 Unabhängigkeitserklärung, die durch Russland bis heute nicht anerkannt wird. Zwei Tschetschenienkriege waren die Folge. Bis heute kommt es Kampfhandlungen und Menschenrechtsverletzungen. Im Kommunismus kam es zu einem Wertewandel. Die weiblichen Rollenbilder wurden besonders in Städten vom Kommunismus geprägt. In den ländlichen Strukturen herrschen jedoch noch patriarchalische Strukturen vor sowie ein strenger Ehrenkodex. Derzeit wird versucht, die Frauen, die durch die Kriege die „Männerrolle“ (Erwerbstätigkeit) übernahmen, in ihre alte patriarchalische Frauenrolle zurückzudrängen. Kleidervorschriften (wie z.B. Kopftücher) werden zur Regel.
Fluchtgeschichte	Yisita kam allein nach Österreich. Ihren zweiten Mann, der mit seinen Brüdern und Eltern nach Österreich flüchtete, lernte sie im Flüchtlingslager Traiskirchen kennen. Rechtlicher Status: Konventionsflüchtling, Anerkennung von Asyl. Seit 1996 in Österreich.
Beruflicher Werdegang (Kurzfassung)	Medizinisch-technische Assistentin, lange Jahre im medizinischen Labor gearbeitet, in Österreich aufgrund der Dequalifizierung von Migranten nur im Reinigungsbereich tätig. Derzeit besteht der Versuch in ihrem Beruf in Österreich Fuß zu fassen.
Bildungs- hintergrund	Yisita kommt aus einem Elternhaus, wo Bildung für Mädchen einen großen Wert besitzt. Die Mutter war Deutschlehrerin, der Vater Bankdirektor. Y hat wie ihre Geschwister eine gute Schulausbildung absolviert.
Gesundheit/ Krankheit	Keine Erwähnung einer ernsthaften Erkrankung. Berichte, dass nach der Flucht posttraumatische Belastungsstörung festgestellt wurde, sie unterzog sich einer Psychotherapie. Derzeit in keiner psychotherapeutischen Behandlung

Rahmung: Zukunftsorientierung

„Du musst nicht zurückschauen – du musst weiter“

Wiederkehrender Grundgedanke: In Tschetschenien habe ich mir gedacht, warum hat der Tag so viele Stunden. Heute denke ich mir, warum hat der Tag nicht 28 Stunden, ich habe noch so viel vor!

Eingangsfrage

Wie oben angeführt (siehe unter „Durchführung des Narrativen Interviews“)

Anfangserzählung

I: „Ich würde dich bitten, dass du mir ein bisschen davon erzählst. Bitte. 00:02:15-4“

B: Okay. Danke schön. Was kann ich schon am Anfang sagen. Muss ich das sagen, warum bin ich/
00:02:28-0

I: Du kannst sagen, was du möchtest. Was dir jetzt einfällt. 00:02:29-8

B: Darf ich das 00:02:33-4

I: Ja. Selbstverständlich 00:02:34-9

B: Okay. Lange Zeit war ich ganz glücklich in meiner Familie, zusammen mit Eltern und eine ganz schöne Zeit gehabt. Dann hat schon Krieg begonnen und dann hat meine schlechte und ganz schwierige Zeit begonnen. Und leider habe ich das alles gesehen, was kann man nicht leicht vertragen und leicht vergessen auch, das ist/ (stöhnt) Aber, das denke ich, ich habe, wie gesagt, man habe ich meine Kopf eingeschaltet auf andere Seite, dass ich habe so gedacht, okay, das ist schon so und was soll ich weiter machen. Dann habe ich nur eine Chance gehabt, irgendwo weg gehen. Weil ich, ich durfte nicht und konnte nicht zu Hause bleiben. Und dann, ich habe wirklich nicht gewusst wo werde ich leben. Was wird und überhaupt. Keine Ahnung habe ich gehabt. Und, ich bin froh, dass ich bin schon da. Und habe ich meinen Platz da gefunden. Denke ich, besser könnte nicht weit weg von da sein und überhaupt. Ich kann mich nicht vorstellen irgendwo in einem anderen Land. Und ich habe immer so gedacht, warum jetzt will ich weiter leben. Warum habe ich überhaupt Kraft weiter leben. Ich habe so gedacht, okay, das habe ich mich so/ ich habe so ein Gefühl gehabt, dass zum Beispiel von ganz/ wie sagt man? Zum Beispiel in einer Familie, wo schlechte Eltern waren oder so, dass war mir dort ganz schlecht und dann plötzlich habe ich andere Familie gefunden wo zum Beispiel gute Eltern und gute Familie sind. Wo zum Beispiel auch eine schlechte Familie zu anderen gekommen sind. Und das wo kam ich zum Beispiel wenn ich gutes Kind bin, dann kam meine Mutter oder Vater sagen, okay Yi. bist du gut und so und machst du weiter. Wer sieht das? Nicht so wie zum Beispiel früher in Tschetschenien war das egal was du gut machst oder schlecht. Im Krieg war so, bist immer schlechtes Kind - du bist immer schlecht und du kannst alles machen was du willst aber das hängt von anderen Menschen ab. Wie bist du oder was überhaupt machst du. Aber da ist ganz anderes, das ganz anderes was zum Beispiel, ich fühle mich so, dass ich bin schon in richtige Familie. Deswegen, das macht mir ein bisschen Kraft, dass ich was zum Beispiel ich mache, das ist meine, wie sagt man, (Budget?) oder meine/ ich kann das alles sammeln. Und dann wird mir besser. Das motiviert mich schon. Das macht mich stark. Sonst ich weiß, dass wenn mein Leben wäre weiter dort irgendwo in meinem Land, wirklich/ ich kann nicht über das wirklich richtig denken. Und, da zum Beispiel, ich habe nicht alles vergessen und nicht alles vorbei, das alles, mit mir. Aber, da ist ganz Unterschied von meinem Land, da kann man überhaupt ganz anderer Mensch, ganz fremde Mensch kann dich hören, verstehen und uns sprechen. Und dass, wenn bist du traurig, dann kannst du, wie sagt man, das alles teilen mit anderen Leuten“. 00:07:24-8

Abschluss: Roter Faden

„Ich weiß das, zum Beispiel morgen habe ich das, übermorgen das. Nach einem Monat ich mache das und ich habe Ziel. Und ich denke, okay, nein, lasse ich diese Vergangenheit, dann denke ich okay, jetzt Y. hast du das. Du musst nicht zurück schauen, du musst weiter.“

Dimensionen

*Kulturdimensionen für die Erfassung von Resilienz
(nach Hofstede und Trompenaer)*

Name: Yi	Land/Kultur: Tschetschenien
DIMENSIONEN	RELEVANTE AUSSAGEN
Machtdistanz gering/ ausgeprägt	Dort ist ganz andere Mentalität (Heimat) und ganz andere Leute sind das. Ich weiß nicht warum, aber das war für mich schwer. Und denke, ich war nicht einzige Mensch wenn, braucht das dort. Das ist ganz andere. Und noch dazu, denke ich, die Leute waren noch, sie haben noch härter geworden über zwei Kriege, denke ich.
Individualismus/ Kollektivismus	<p>Ich habe eine Familie gehabt, wo ich ganz froh war und war mir ganz gut. Aber, ich meine überhaupt, in diesem Land wo ich gelebt habe, so ein Gefühl habe ich gehabt, dass hört dich niemand. Jeder hat eigene Probleme, ist so stark, ist immer stark 00:08:09-9</p> <p>Dort ist ganz andere Mentalität und ganz andere Leute sind das. Ich weiß nicht warum, aber das war für mich schwer. Und denke, ich war nicht einzige Mensch wenn, braucht das dort. Das ist ganz andere. Und noch dazu, denke ich, die Leute waren noch, sie haben noch härter geworden über zwei Kriege, denke ich. Das war so, dass zum Beispiel, das war so einfach, wenn jemand fragt, was ist dort? Wie geht es dir? Okay, das ist alles in Ordnung, nur gestern haben dort sieben oder siebzehn oder ich weiß nicht, so viele Leute getötet aber sonst geht gut. Können sie sich das vorstellen, dass die Leute waren mit diesen Problemen schon so voll, dass niemand braucht deine Probleme hören. 00:09:31-3</p> <p>I: genug Probleme? 00:09:32-6</p> <p>B: Ja, deswegen, das war so, dass du fühlst dich immer allein mit deinen Problemen. Das überhaupt für andere war das genug und/ 00:09:41-6</p> <p>Ja. Und die anderen Leute noch dazu. Die waren noch/ wie sagt man? Schlechter oder schwer zu verstehen und, das war ganz schwierig. (..) Viele male habe ich Probleme gehabt, ich habe nicht gewusst, mit wem kann ich über diese Probleme reden? Ich habe niemanden gefunden, mit wem kann ich schon/ mit Bruder, Schwester oder jemanden könnte ich das auch nicht. Wie da (Österreich), zum Beispiel, ich rede mit meiner Nachbarin, ganz einfach und sie versteht mich auch, sie vergisst das auch nicht. Nächstes mal fragt sie das und verträgt sie auch mit mir, das alles. (...) Das heißt, dieses Gefühl macht mich schon stark und ich, wie sagt man? Ich weiß, dass jemand braucht mich oder ich brauche jemanden. Das macht mich stark 00:11:02-5</p>
Maskulinität/ Femininität Rollenverteilung	<p>B: Mein Vater sagte zu mir. Eine Religion macht diese Familie zum Beispiel, wenn machst du viel Druck für Frauen oder so, dann macht das (nicht) glücklich. Nein. Er hat immer das gesagt so, zu meinem Bruder auch, das hat immer so gesagt, die Frau ist gleich wie du. Die ist auch Mensch. Du musst nicht/ Die Frau muss nicht immer zu Hause aufpassen deine Kinder, kochen und, dass du denkst immer, sie ist zweite Sorte Mensch. Nein. Nein, das war bei meiner Familie nicht so. Und ich habe dieses Gefühl gehabt jetzt, zum Beispiel mein Schwager hat meinem Mann gesagt so, in meiner Familie jetzt auch, ich habe das immer gehabt, aber ich wollte dass meine Mann auch so wird, dass nicht so auf Religion schaut viel. Aber so wie Realität ist und wie gut ist für Leute (derzeit)+. Wie kann besser leben. Zum Beispiel mein Schwager hat so gesagt, siehst du, Hussein(Anm. ihr Ehemann) ich habe schon das gewusst, dass du heiratest nicht mit hundert prozentiger muslimischer Frau, hat gesagt. (I + B lachen) 00:01:16-9 I:</p> <p>Warum trägst du eigentlich Kopftuch noch? Wegen deinem Mann? 00:01:21-7</p> <p>B: Ja. Die Familie von Mann ist so. 00:01:26-2</p> <p>I: Ist die in Österreich? 00:01:27-9</p> <p>B: Ja. Nicht alle, aber 00:01:31-2</p> <p>I: Aber du würdest zum Beispiel, wenn das beruflich für dich gut wäre, würdest du das Kopftuch runternehmen? 00:01:37-0</p> <p>B: Für mich ist (Kopftuch), wirklich überhaupt nicht wichtig. Ich habe, zum Beispiel, bevor ich meinen Mann kennen gelernt habe, ich habe in Bruck an der Mur gelebt, ich habe überhaupt kein Kopftuch, überhaupt nicht gehabt. Und das war für mich nicht wichtig. 00:01:57-2</p>

	<p>I: War dein erster Mann religiös?/ 00:02:01-3</p> <p>B: Na ja, auch nicht so, Gott sei Dank. Und deswegen vielleicht habe ich mit ihm so Leben begonnen, weil er war auch nicht so religiös 00:02:11-0</p>
<p>Unsicherheits- Vermeidung/ Risiko- bereitschaft gering/ ausgeprägt</p>	<p>B: Ja, mein Vater war auch so ein starker Mann. Er hat immer so gesagt, dass muss man nicht so extra von Leuten leben, muss immer/ die Leute bringt, die Leute bringen nicht immer schlechte, du kannst von Leuten auch Gutes haben. Das heißt zum Beispiel, er hat mir so immer, als ich Kind war, hat er mir immer gesagt, Yi, wenn du fühlst, dass Mensch ist alt oder so und ganz intelligent ist, probierst du mit diesen Leuten reden, probierst du etwas Gutes von diesem Mensch für dich, wie sagt man, bisschen im Kopf lassen oder das nehmen von diesem Mensch, reden und helfen auch, so. Ich habe wirklich, ich habe mit alten Leuten auch viel zu tun gehabt. Zu Hause auch als Krieg war. Wir haben immer im Keller gelebt und mit uns waren viele Leute. Das war viel verschiedene Leute. Ich habe immer Interesse gehabt, wer schön redet oder so. 00:05:30-2</p> <p>B: Ja. Und mir war ganz interessant mit diesen Leuten. Und, die anderen Leute zum Beispiel haben mir gesagt, was machst du mit diesen Leuten? Kommst du zu uns. Und warum immer bist du dort drinnen mit diesen Leuten und was/ Ich weiß das nicht. Ich kann das nicht sagen, warum bei mir ist so. Aber ich mag es so. Ich mag, wie sagt man, kluge Leute? Hören und Fragen stellen und/ 00:06:14-0</p> <p>B: Nein, mein Vater hat immer zum Beispiel gesagt, ich weiß das nicht, warum bist du so? Alle anderen Kinder sind ganz anders als du. Warum bist du so? Ich weiß das nicht. Er hat auch sehr oft gefragt, sich selber auch, warum so ist es? Aber ich war als Kind so. 00:06:58-4</p>
<p>Langzeit/ Zukunft/ im Hier und Jetzt- Orientierung/ Religion</p>	<p>B: Katholikin. Katholische Religion und deswegen, vielleicht, das war eine ganz andere Kultur bei/ genau in meiner Familie, das weiß ich nicht. (stöhnt)Aber, und jetzt auch, da in Österreich (unv.) zum Beispiel, mein Kollege hat mich gefragt, Yi, was fühlst du dich überhaupt? (lacht) Ich habe gesagt, ich weiß das nicht. Ich kann das nicht antworten weil immer in meinem Herz sind diese zwei Religionen. Ich kann das nicht, auf dieser Seite sein, auf der anderen auch nicht. Ganz Liebe kann ich/ erinnere ich mich von Seite von Mutter, und ganz stark und so kann ich von meinem Vater. 00:09:58-6</p> <p>B: Nein, nein, nein. Ich denke, Religion zum Beispiel/ Ich weiß nicht, wie kann ich das sagen, aber das hat mir nicht geholfen. Ich denke, wenn ehrlich sein, das nein. 00:14:08-2</p> <p>B: Aber, verschiedene Situationen, wo zum Beispiel könnte so ganz anderes sein, manchmal denke ich, oh Mama Mia, vielleicht, das hat mir geholfen, dass ich dort so etwas gut gemacht habe. Oder wo ich so das gemacht, was positives, was ich gemacht habe. Manchmal denke ich vielleicht, das hat mir so, wie sagt man, Gott hat mir das zurück gegeben, was ich gut gemacht habe. Aber sonst, nein. Ich denke nicht. Viele Male habe ich so gesehen, dass Mensch muss selber das machen. 00:15:20-4</p> <p>B: Ja. Und ich weiß dass, zum Beispiel morgen habe ich das, übermorgen das. Nach einem Monat mache ich das und ich habe Ziel. Und ich denke, okay, nein, lasse ich diese Vergangenheit, dann denke ich okay, jetzt Isita, hast du das. Du musst nicht zurück schauen, du musst weiter. 00:24:33-7</p> <p>I: War Religion für euch ein Thema? 00:24:43-2</p> <p>B: Nein. Nein. Weil alle Leute haben so gedacht, dass wir sind schwach mit Religion. Aber ich weiß das nicht. Bei uns war nicht. In meiner Familie war das nicht wichtig. 00:24:57-8</p>
BESONDERHEITEN	
<p>Individualismus/ Kollektivismus</p>	<p>Obgleich Kollektivismus in der eurasischen Kultur vorherrscht, ist dies bei Y. nicht der Fall. Die Gesellschaft ist zu gespalten, die Politik hat großen Einfluss auf die Gesellschaft. Der eigenen kulturellen Gruppe wird nicht mehr vertraut. Somit versucht sie, in ihrer neuen Heimat Österreich ein neues Beziehungsnetzwerk aufzubauen.</p>
<p>Machtdistanz</p>	<p>Y erlebte ein totalitäres gesellschaftlich/politisches System, wo Autorität als gewalttätig erlebt wurde und wird. Regeln sind willkürlich. In ihrer Ursprungsfamilie erlebte sie jedoch, dass Autorität mit Respekt gleichzusetzen ist. Auf ihre Individualität wird bedacht genommen.</p>
<p>Maskulinität/ Femininität</p>	<p>In ihrer Familie erlebte sie, dass Frauen wertgeschätzt und gleichberechtigt sind. Bildungschancen bekommen nicht nur ihre Brüder.</p> <p>Auch wenn in ihrer neuen Familie religiöse Orientierung vorgegeben wird, versucht Y. langsam die religiöse Orientierung besonders bei ihrem Mann zu verändern.</p>

Unsicherheitsvermeidung/ Risiko- bereitschaft	Y. besitzt eine ausgeprägte Risikobereitschaft, welche in der Migration sichtbar wird. Y. migrierte ohne Familie, ohne ein Netzwerk. Y. zeigt eine große Bereitschaft, sich auf Fremdes/Neues einzulassen.
Langzeit/ Zukunft im Hier und Jetzt- Orientierung/ Religion	Y. versucht ihren Tag zu strukturieren, sich Ziele zu setzen. Es wird versucht, die Vergangenheit auszublenden, was ihr nur teilweise gelingt. Religion hat für sie keine besondere Bedeutung. Ihre Eltern gehörten verschiedenen Religionen an (Mutter katholisch/Vater Moslem). Fundamentalismus und starke Orientierung an einer Ideologie wurden in ihrer Familie nicht gelebt. Derzeit ist sie, durch die neuerliche Heirat, mit Glaubenssätzen und Regeln einer Religion konfrontiert. Sie versucht, sich dem subtil zu widersetzen.

PTG-Dimensionen

(nach Tedeschi und Calhoun)

Name: Yi	Land/Kultur: Tschetschenien
DIMENSIONEN	RELEVANTE AUSSAGEN
Veränderungen in der Selbstwahrnehmung	B: (stöhnt) Ah, was hat mir geholfen? Das (...), wie kann ich das sagen? Ich habe so ein Gefühl gehabt, ich, vielleicht das ist nicht richtiges Wort sagen, überhaupt auf Vergangenheit so anschauen. Ich war so böse, dass ich alles so dieses Leben gekriegt habe, dass ich musste das alles vertragen und so. Dann habe ich gedacht, nein, wenn ich werde jetzt bisschen stark, dann kann ich schon etwas. Aber sonst kann ich überhaupt nicht wie/(Anm. weitergehen) 00:16:34-9
Veränderung der Wahrnehmung von Beziehungen	B: Ja. Richtig. Und manchmal denke ich, okay wenn ich finde nicht richtigen Weg, dann wieder muss ich am Anfang schon beginnen. Manchmal denke ich so. Aber, Gott sei Dank, dass, wenn ein bisschen Probleme habe, ich weiß nicht bin ich richtig oder in dem richtigen Weg bin ich, oder nein. Dann gibt es Leute, was, die können mir schon helfen und sagen, nein, du siehst das richtig und das ist richtig. Oder sagt man, nein/ 00:21:17-6 B: Ja. (I: Schön.) Ja. Das war ganz stark. Ich habe diese/ Ich war ganz allein und noch dazu, ich weiß das nicht warum, ich denke das habe ich mit gebracht, ich habe Angst vor allen tschetschenischen Leute gehabt. Und, ich weiß das nicht, ich konnte nicht mit diesen Leuten sprechen und habe ich immer etwas gegen diese Leute gehabt. Und dann brauchte ich viel Zeit, dass ich ein bisschen beruhige. Das war wirklich schwer. Dann habe ich, denke ich, begonnen, den Leuten zu glauben. 00:22:24-9 B: Ich habe, denke ich, ich kann das nicht vergleichen. Ich denke, dass habe ich Angst vor allen gehabt. Alle von tschetschenischen Leuten von russischen auch. Für mich war das gleich, in dieser Zeit. Ich habe gedacht, dass alle sind für mich gefährlich. Ich weiß das nicht, warum habe ich dieses Gefühl gehabt. (...) Ja, die waren für mich gleich, wirklich. 00:23:15-6
Veränderungen in der allgemeinen Lebensphilosophie	B: Ja. Ja, genau. Ich habe viele Male das so gedacht/ Viele Male habe ich so gedacht, okay, jetzt kann ich nicht weiter. Nein, jetzt kann ich nicht weiter und ich habe gedacht, nein vielleicht das wieder nicht so was ich wollte. Nein, vielleicht jetzt auch nicht. Warum? Wie kann ich noch das besser machen? Wie kann ich das, weil Zeit geht so schnell und ich wollte das alles auf kurze Zeit haben, was ich zum Beispiel so viel Zeit dort in meinem Land verloren habe. 00:19:19-9 B: Ja. Und dann manchmal war ich ganz böse, dass okay, was soll ich jetzt machen. Das, in kurzer Zeit muss ich das alles nachholen, oder wie sagt man. Was kann ich dann, manchmal war ich ein bisschen müde. Dann kam ich nicht so. Aber trotzdem. Das weiß ich nicht, wacht etwas mich auf, dass kann ich weitergehen. 00:19:50-5
BESONDERHEITEN	
Bei Yi. ist ihr Reflexionsvermögen hervorzuheben. Ruminatation findet teilweise statt. Das dialektische Moment kommt in der Veränderung ihrer Wahrnehmung von Beziehungen vor. Langsam baut Y. wieder Vertrauen in ihre eigene Gruppe auf. Yi. findet einen Lebenssinn, der in Aktivität (Bildung) zu sehen ist.	

Befragte 2**Biographie**

Name	Emi
Alter	37 Jahre
Religion	Muslimin (nicht praktizierend, Ernährungsverhalten ausgenommen)
Familiensituation	Verheiratet, 3 Kinder
Herkunftstand	Bosnien
Politisches/ gesellschaftliches System	Stalinistisch geprägtes Gesellschaftssystem bis 1992, Zerfall des ehemaligen Jugoslawien, es kommt zum Krieg zwischen Serbien/Kroaten/kurzfristig Slowenien und dem moslemischen Bosnien. Unzählige Kriegsverbrechen (ca. 1 Million Kriegsopfer). Die Rolle der Frau war bis 1960 traditionell. Patriarchalische Strukturen herrschten vor. Mit dem Kommunismus hat sich die Rolle der Frau verändert. Während des Krieges wurden die traditionellen Rollenbilder wieder für die Kriegsstrategie genutzt. Derzeit wird durch die Zersplitterung des Landes die Umsetzung der Frauenrechte erschwert (vgl. http://amica.ev.org). Durch den Kommunismus spielten diese besonders bei der städtischen Bevölkerung eine untergeordnete Rolle. Unter der stalinistisch geprägten Politik bestand Schleierverbot. Derzeit hat die islamische Religion in Bosnien eine große Bedeutung für die ethnische Identität gewonnen, die sich in der Migration weiter fortsetzt.
Fluchtgeschichte/ rechtlicher Status	Kam als 1992 Flüchtling nach Österreich, ist nun im Besitz der österreichischen Staatsbürgerschaft
Beruflicher Werdegang (Kurzfassung)	Touristikfachschule, derzeit Führung einer Kantine in einer Bildungsinstitution
Bildungs- hintergrund	Mutter war Geschäftsfrau, Studium der Rechtswissenschaften Vater Geschäftsmann, Diplomingenieur. E. und ihre zwei Brüder genossen eine gute Ausbildung.
Gesundheit/ Krankheit	Erwähnt keine ernsthafte Erkrankung, derzeit in keiner psychotherapeutischen Behandlung. Ob nach der Flucht eine psychotherapeutische Behandlung erfolgte, entzieht sich der Kenntnis der Autorin.

Rahmung: Positives Denken

„Stark macht mich mein positives Denken.“

Eingangsfrage

Wie oben angeführt (siehe unter „Durchführung des Narrativen Interviews“)

Anfangserzählung

I: So liebe E. wenn du so nett bist. Was dir dazu einfällt. 00:02:44-4

B: Was macht sie stark? Was hat mich stark gemacht? Oder macht noch immer? Ich glaube, das ist positives Denken. Ich glaube das ist das/ Ich bin sehr jung nach Österreich gekommen und allein. Allein, also das heißt ohne Familie, aber da waren schon hunderte Leute aus Bosnien, also meiner Heimat. Ich habe diese Leute geschaut, viele haben nicht gewusst wo Kinder sind, wo Eltern sind. Ich weiß nicht. Und viele von diesen Leuten, also fast keiner hat deutsch gesprochen und mein Glück war, dass ich schon deutsch konnte damals. Weil ich in der Schule gelernt habe und vielleicht ist es auch

ein Grund, oder was mir geholfen hat. Weil ich war damals zwei Jahre in der Caritas Dolmetscher für diese Leute aus meinem Land. Ich bin überall gegangen, also behördliche Wege oder Arzttermine oder/ Ich war damals mit/ Also, das war meine erste/ Sogar bei der Geburt dabei (lacht). Ich habe verschiedene Leute gesehen. (unv.) Leute was wirklich alles verloren haben, und Hoffnung auch. Und vielleicht dadurch, dass ich das alles irgendwie, da ich noch jung war, und in meinem Kopf realisiert habe. Ich habe gedacht, ich muss nur positiv denken und das hilft. Und ich glaube bis heute hat mir geholfen, wirklich. Und das hat mich auch gesund gehalten. 00:04:44-6

I: Woher hast du das? Dieses positive Denken? 00:04:47-1

B: Ich glaube das habe ich von meinen Eltern. Ich glaube, weil mein Vater ist auch, also ganz großer Optimist. Also, er hat/ Meine Eltern haben alles verloren, vom Haus, von Geld, von/ Sie waren über fünfzig Jahre. Fünfzig Jahre waren sie zu diesem Zeitpunkt, oder so. Ohne Nichts. Gar nichts. Kein Haus, kein Geld, nichts, haben alles verloren. Aber irgendwie sind schon auch beide weiter geblieben. Was soll ich sagen, meine Eltern sind über sechzig Jahre und sie bauen jetzt ein Haus. Ich meine, das ist schon/ (lacht) Sie bauen Haus und, ja, ich finde, sie sind wieder irgendwie glücklich. Mein Vater lebt jetzt hier in Österreich und arbeitet hier. Meine Mutter ist unten, sie kommt ab und zu und geht wieder. 00:06:03-4

Abschluss: Roter Faden

„Ich bin immer zum Ziel gekommen. Ich vertraue auf mich selbst und warte nicht.“

Dimensionen

Kulturdimensionen für Erfassung von Resilienz
(nach Hofstede und Trompenaer)

Name: Emi	Land/Kultur: Bosnien
DIMENSIONEN	RELEVANTE AUSSAGEN
Machtdistanz gering/ ausgeprägt	B: Ich würde es nicht sagen. Nie. Ich bin so ein Typ, dass ich keine Autorität vertrage. Ich glaube / Das ist wirklich schwer zu erklären. Ich bin dafür, wenn du eine bessere Meinung oder Ideen. Okay, ich akzeptiere das, wieso nicht? Aber es gibt Leute, sie wissen, du bist besser. Du kannst das besser, aber trotzdem, nein, sie wollen das nicht aus Eifersucht oder ich weiß nicht was. Aber das mir jemand jetzt sagt, okay, das und das musst du machen. Das habe ich als Kind nie erlebt und das tue ich auch nicht mit meinen Kindern jetzt. Ich versuche irgendwie/ Ich glaube, ich versuche auch bei Arbeit, wenn ich da bin. Ich sage nicht, das und das musst du machen. Weil ich erkläre das anders und Leute nehmen das an. Ich glaube wenn ich das so sage, das, das, das musst du machen, dann werde ich nicht so viel Vertrauen von diesen Leuten haben. <u>00:24:46-5</u> B: Nein. Also, es gibt schon Regeln. Das kann ich schon, Regeln. Aber so, Autorität, das ist nichts für mich. <u>00:25:00-0</u>
Individualismus/ Kollektivismus	<i>Allein, also das heißt ohne Familie, aber da waren schon hunderte Leute aus Bosnien, also meiner Heimat</i> B: Ja, das ist das Wichtigste was es gibt. Am ersten Platz kommt Familie und dann alles andere. <u>00:11:02-3</u>
Maskulinität/ Femininität Rollenverteilung	B: Meine Mutter hat drei Boutiquen gehabt in Bosnien damals. Sie hat sehr viel gearbeitet aber/ Und sie hat auch drei Kinder gehabt wie ich. Aber alles hat sie im Griff gehabt. Also, uns als Kinder. Wir waren alle gute Schüler. Also, Familie, Arbeit vielleicht deshalb habe ich das von meiner Mutter noch. Und sie war eine sehr starke Frau. Heut zu Tage ist sie auch stark aber mein Vater, ich weiß nicht, beide, so zu sagen stark. <u>00:10:39-9</u> I: der Mann ist das Oberhaupt. (B: Nein Nein Nein) <u>00:10:48-2</u> B: Das war schon/ genau. <u>00:10:53-2</u>
Unsicherheits-	Wann Krieg angefangen hat, mein Vater war in Deutschland, geschäftlich. Meine Mutter war in Bosnien, unten. Wir waren in Bosnien weil mein Vater sollte zurück kommen. Aber

Vermeidung gering/ ausgeprägt/ Bereitschaft sich auf Neues „Fremdes“ einzulassen	bei uns ist das Krieg, das ist nicht leicht zu erklären, aber dort wo ich war, das ist über Nacht gekommen. Niemand hat gewusst und heute Nacht ist Krieg. Ich bin aufgewacht und ich weiß nicht wer und wohin und was. Da ist ein Nachbar von mir gekommen, der war Serbe. Der hat nur zu meiner Mutter gesagt, er kann mir helfen, das ich raus komme. Also, ich alleine bin raus gekommen und die sind geblieben. Und mein Vater, irgendwo in Deutschland, ich habe keine Adresse, ich habe nichts. Null Ahnung, wo er ist. Und da bin ich nach Kroatien gekommen. Also er hat mir wirklich geholfen (Serbe). Und von Kroatien war er damals organisiert mit Bussen und so nach Österreich. Und dann sind wir in Graz gelandet. <u>00:07:36-1</u>
Langzeit/ Zukunft/ im Hier und Jetzt- Orientierung/ Religion	<p>I: Wie ist das so mit der Zeit. Schaust du lieber in die Zukunft oder siehst du auch mal nur die Vergangenheit? <u>00:11:11-0</u></p> <p>B: Ich schaue/ Vergangenheit habe ich schon vergessen. Weil ich kann nicht in Vergangenheit schauen. Ich schaue nach vorne, immer. In Zukunft und wie ich jetzt lebe. Also, Vergangenheit interessiert mich nicht mehr. Man muss schon wissen und akzeptieren, dass Gerechtigkeit auf dieser Welt gibt es nicht. Wenn man das akzeptiert und weiß dann ist es so. <u>00:11:42-7</u></p> <p>Ich muss wirklich sagen, dass ich sehr viel Glück im Leben gehabt habe und habe. Aber ich will deshalb, das geht auch jetzt mit Glaube zu tun an was ich glaube. Ich glaube, wenn ich jemandem helfe, es wird mir zurück kommen. Also, jemand wird mir auch helfen. Das glaube ich hundertprozentig. <u>00:16:16-5</u></p> <p>B: Ja. Weil ich glaube, das alles mit Güte man klären kann. Man braucht nicht böse sein oder wie soll/ Ich kann auch verzeihen, ich kann sehr viel verzeihen. Das ist/ <u>00:16:40-7</u></p> <p>B: Wir waren in Wiener Straße in - wo diese (Kloster?) in diesem Caritas. Das war Krieg und Leute sitzen jeden Tag. Du kriegst vom Militär Essen. Wenn du das essen kannst oder willst, es war auch, dass wir sehr oft/ Also, ich bin nicht religiös, aber ich esse kein Schweinefleisch, zum Beispiel. Es war sehr oft, dass wir zum Mittagessen, zum Beispiel Schweinefleisch bekommen. Und ich esse das nicht, dann bin ich hungrig. Ich habe nichts anderes</p> <p>I: Und was ist dein Traum? <u>00:28:39-0</u></p> <p>B: Das ist ein Studium. (Lacht leise) <u>00:28:40-3</u></p>
BESONDERHEITEN	
Machtdistanz	Vertrauensverlust in die Politik. Gewalt, Mord, Deportation, Hass, Diskriminierung dominierten. Alte Regeln, Strukturen wurden willkürlich außer Kraft gesetzt, neue Regeln von den Machthabern eingesetzt. In ihre Familie erlebt sie Autorität, Regeln als liebevolles Eingehen auf andere.
Individualismus/ Kollektivismus	E. legt starken Wert auf ihre Familie aber auch auf ihr Netzwerk (Flüchtlingslager). Dies wurde besonders sichtbar in der Bereitschaft, Arbeitschancen nicht nur für sich zu ergreifen, sondern auch an ihre bosnischen Landsleute weiterzugeben.
Maskulinität/ Femininität	Da bei Kriegsanfang ihre Mutter mit den Kindern alleine in Bosnien war, musste die Mutter die Entscheidung treffen, welches Kind flüchten soll. Da Frauen am meisten gefährdet waren, entschied sie sich für ihre einzige Tochter. E. hat die Entscheidungskraft ihrer Mutter übernommen, was sich besonders in Österreich zeigte, indem sie nicht auf eine Chance wartete, sondern selbst die Initiative ergriff (Arbeit/Aufenthalt). Die Rolle der Frau ist sicherlich auch geprägt von dem politischen/gesellschaftlichen System, in dem E. sozialisiert wurde (Kommunismus).
Unsicherheits- vermeidung/ Risiko- bereitschaft	Durch die existentielle Bedrohung – da ihr Heimatland im Chaos versank – war die Risikobereitschaft, sich auf Neues/Fremdes ein zu lassen, sehr ausgeprägt. Die Bedeutung von Religion ist einzig in dem Ernährungsverhalten zu sehen (Verbot von Schweinefleisch). E. trägt kein Kopftuch. Spiritualität ist nur in Ansätzen vorhanden, wird sichtbar im Gebot Gutes zu tun, um einer Bestrafung „im nächsten Leben“ zu entgehen. Wieweit Spiritualität eine Rolle spielt, kann mit dieser Methodik wiederum nicht erfasst werden. Tiefeninterviews könnten nach Ansicht der Autorin eher dieser Dimension auf die Spur kommen.

PTG-Dimensionen
(nach Tedeschi und Calhoun)

Name: Emira	Land/Kultur: Bosnien
DIMENSIONEN	RELEVANTE AUSSAGEN
Veränderungen in der Selbstwahrnehmung	<p>Das war schon ein paar Monate so und dann auf einmal habe ich gedacht, alle sind so irgendwie warten. Ich habe gedacht, was warte ich, dass Krieg vorbei geht, das geht nicht heute und nicht morgen. Was soll ich machen? Dann habe ich mir überlegt, okay dann gehe ich mir eine Arbeit suchen. Ich werde nicht einfach so sitzen und warten. Ich habe null Ahnung gehabt wie das geht, mit Arbeitsbewilligung und allem. Dann habe ich gedacht, ja, okay. Dann habe ich gesehen, neben unserem Heim so hundert Meter war eine Christbaumschmuckfabrik. Und es war genau diese Zeit vor Weihnachten. Da habe ich gedacht, okay, dann gehe ich dort und frage. Ich bin dort gegangen, es war zehn Minuten, ja? Ich bin dort hingegangen. Ich habe gesagt, ich wohne da im Caritas, vielleicht haben sie eine Arbeit für mich. Und er hat gesagt, ja, super, du sprichst schon deutsch und hast du noch jemanden? Ich brauche schon mehrere Frauen. Und da habe ich gesagt, ja sicher, wir haben da hundert Leute, da sind sehr viele Frauen. Okay, dann bringst du noch welche und ich mache gleich Arbeitsbewilligung für euch. So war das. 00:22:29-9</p>
Veränderung der Wahrnehmung von Beziehungen	<p>B: Aber trotzdem, man muss wieder positiv denken. Man muss denken, es wird besser. Und dass auch, zum Beispiel, wenn ich an Krieg denke, ich denke nicht, dass alle Serben gleich sind. Ich habe eine beste Freundin hier, die ist Serbin. Und ich musste von Serben weg gehen. Das sind zwei verschiedene Sachen. Also für mich ist Mensch als Mensch, egal von wo kommt und welche Hautfarbe und so. So waren meine Eltern, meine Oma und ich weiß nicht, meine ganze Familie. Und so bin ich auch. Für mich sind alle Leute gleich. 00:12:45-0</p> <p>B: An erster Stelle Gesundheit. Natürlich, für alle, für die Familie und so. Aber mein Wunsch wäre, dass zum Beispiel meine Kinder ein gutes Leben haben, gute Ausbildung, Studium fertigmachen. (I: Und du?) Für mich auch. Aber jetzt, irgendwie, bis jetzt habe ich gedacht, immer für mich. Aber jetzt denke ich mehr an die Kinder. Dass die Kinder/ 00:28:32-2</p> <p>B: Mit Kultur? Ich weiß jetzt nicht genaue Antwort, ob das mit Kultur oder mit Erziehung oder mit Eltern oder/ Vielleicht habe ich das sehr oft von meinen Eltern gehört. Und ich glaube meine Kinder sind genauso. 00:30:52-8</p> <p>B: Aber das ist auch irgendetwas. Ich sage immer, ich merke schon jetzt, mein Sohn ist verdreht, er ist ein bisschen schlimm. Aber er hat mein Herz. Ich sehe das. Also, er wird nie jemanden lassen, wer Hilfe braucht. Und das freut mich weiterzugeben/ 00:31:20-9</p> <p>B: Und deshalb sage ich, das ist nicht Kultur. Das ist elterliche/ Das ist von Haus von Eltern was Kinder weitergeben/ 00:31:32-1</p>
Veränderungen in der allgemeinen Lebensphilosophie	<p>Man muss schon wissen und akzeptieren, dass Gerechtigkeit auf dieser Welt gibt es nicht. Wenn man das akzeptiert und weiß dann ist es so. 00:11:42-7</p> <p>Ich meine, da gibt es keine Gerechtigkeit. Wieso, worüber haben diese Leute das/ 00:12:02-7 (Anm. Bezug auf die Katastrophe in Japan)</p> <p>B: Wie ich meine weitere Zukunft sehe? Positiv. In dem Sinne, ich sage, mein Wunsch ist nicht ganz erfüllt, so zu sagen. Aber ich sage, auch jetzt, vielleicht wird (I: wird erfüllt.) Aber trotzdem, ich kämpfe auch für meine Kinder jetzt. Weil ich diesen Krieg und das alles gehabt habe. Also, vielleicht das ist der einzige Grund, dass ich nicht weiter gekommen bin. Aber meine Kinder haben jetzt die Möglichkeit, dass sie das machen. 00:28:03-5</p> <p>Auf was vertraust du noch? 00:30:15-8</p> <p>B: Auf mich selber zuerst, ja? Ich sage, ich bin ein positiver Mensch. Ich weiß, wie sagt man, nach jedem Regen kommt wieder Sonne.</p>
BESONDERHEITEN	
In der Selbstwahrnehmung erlebt sie sich als sehr stark und aktiv.	

Ihr Lebenssinn besteht in dem Wunsch, ihren Kindern Werte wie zum Beispiel Solidarität und Aufrichtigkeit weiterzugeben. Auffällig ist für sie in dem Interview, dass sie Sozialisation und Kultur voneinander unterscheidet. Sozialisation hat für sie eine höhere Bedeutung. Wie weit dies mit dem Vertrauensverlust über Menschen, die vorher ihre Freunde waren, zu tun hat, kann mit der Methode des narrativen Interviews nicht erklärt werden. Aus Sicht der Autorin sind Tiefeninterviews zielführender.

Auch ob PTG real ist, kann mit dieser Methode wiederum nicht beantwortet werden. Besonders ihre starke Betonung auf positives Denken lässt vermuten, dass es sich – wie Maercker und Zoellener (2004) betonen – um das „Janus-Gesicht“ der posttraumatischen Reifung (PTG) handelt. Die selbsttäuschende, illusorische Seite mit Verleugnung, Wunschdenken oder Selbstberuhigung ist nicht auszuschließen. Wie weit ihre Interviewerfahrungen bei narrativen Interviews auch verschleiern, ist wiederum so nicht eruierbar.

Befragte 3

Biographie

Name	Thi
Alter	41 Jahre
Familiensituation	Verheiratet, drei Kinder, der Vater von Thida lebt im Familienverband
Religion	Buddhistin (praktizierend)
Herkunftsland	Myanmar (Burma/Birma), seit 13 Jahre in Österreich, österreichische Staatsbürgerschaft
Politisch/ gesellschaftliches System/Religion	Myanmar, Kolonialreich nach 1945/seither verschiedene Militärregime, Menschenrechte werden nicht eingehalten (vgl. IRK- internationales Rotes Kreuz). Langjährige Bildungstradition seit den Militärregimen stark unterbunden, Buddhismus ist die offizielle Religion, über 80 % der Bevölkerung sind Buddhisten. Kern dieser Lehre sind die vier edlen Wahrheiten. Im Zentrum stehen das Leiden, seine Ursachen und der Weg, das Leid zum Verlöschen zu bringen.
Beruflicher Werdegang (Kurzfassung)	Auf Grund ihrer ausgezeichneten Schulerfolge konnte T. in Burma Medizin studieren. Dies ist nur wenigen Frauen möglich. Der Wunsch ein Technikstudium zu absolvieren, war Frauen zu dieser Zeit noch nicht erlaubt. In Österreich war T. zehn Jahre im Gastronomie Bereich tätig. Vor drei Jahren Beginn des Studiums Medical Engineering auf der Fachhochschule in Graz, welches sie 2011 mit den Bachelor abschloss. Derzeit in einer weiteren Ausbildung.
Migrations- geschichte, Aufenthalt in Österreich	Die Familie kam vor den Unruhen in ihrem Heimatland nach Österreich. Seit 10 Jahren in Österreich. Sie besitzt die österreichische Staatsbürgerschaft.
Bildungs- hintergrund	Der Vater studierte Technik, die verstorbene Mutter war Hausfrau. Die Geschwister von T. studierten, doch nur T. konnte Medizin studieren. Dieses Studium ist nur den besten Studenten in Myanmar möglich.
Gesundheit/ Krankheit	Berichtet von einer Erschöpfungsdepression während ihrer Berufszeit als Küchenhilfe, nahm nie psychotherapeutische Hilfe in Anspruch. Derzeit besteht nach ihren Angaben ein guter Allgemeinzustand.

Rahmung: Leistung in diesem Leben erbringen

„Wenn wir in anderem Leben Schlechtes gemacht haben, bekommen wir auch wieder in dieses Leben. So, ich kann gar nichts mehr dagegen machen. Aber trotzdem, wir haben auch andere Wege. Wir können in diesem Leben besser machen, nur gute Sachen machen damit diese schlimmen Sachen vom letzten Leben ein bisschen weniger wird. Dann dieser Kreis geht weiter, dann ich werde nicht frei von schlimmen Sachen.“

Eingangsfrage

Wie oben angeführt (siehe unter „Durchführung des Narrativen Interviews“)

Anfangserzählung

B: In meiner Heimat/ über meine Heimat? 00:05:10-8

I: . All das was dir jetzt durch den Kopf geht, da gibt es wie gesagt, kein Richtig, kein Falsch 00:05:20-2

B: In meiner Heimat, wenn wir schwierige Situationen haben, wir sagen das ist Schicksal. Weil wir sind über 80 Prozent sind Buddhismus und das ist auch ein bisschen mit Religion zu tun. Und wir haben in der Religion gelernt, dass wir haben auch anderes Leben. Wenn wir in anderem Leben schlechtes gemacht haben, bekommen wir auch wieder in dieses Leben. So, ich kann gar nichts mehr dagegen machen. Aber trotzdem, wir haben auch andere Wege. Wir können in diesem Leben besser machen, nur gute Sachen machen damit diese schlimmen Sachen vom letzten Leben ein bisschen weniger wird. Und auch in diesem Leben besser und auch für anderes Leben, für kommendes Leben auch. So wenn wir zum Beispiel (..) etwas schlechtes bekommen, wir werden meistens nicht rächen, rächen? Zurückgeben, schlechtes zurückgeben. 00:06:48-5

B: Rache üben. Aber/ 00:06:57-6

B: Ja, bei mir ist es so: Wenn ich Rache übe, dann bekomme ich wieder dieses zurück zu mir. Dann ich will es nicht mehr zurück bekommen, so. Deswegen will ich nicht mehr rächen. Wenn jemand zu mir Unfares oder schlechtes gibt, dann hat/ Diese Person bekommt eines Tages das Gleiche/ 00:07:29-8

B: Ja, das glaube ich. Wenn ich oder diese Person räche, dann bekomme ich wieder schlechtes (lacht). Dann dieser Kreis geht weiter, dann ich werde nicht frei von schlimmen Sachen. 00:07:47-3

*Unterbrechung des Redeflusses- Thi möchte nochmals die Frage gestellt bekommen
Beginn einer neuerlichen Erzählung*

I: Du bist ja von zu Hause weg. Erzähle bitte, wie das war? Das war ja sicherlich nicht leicht. Was hast du da im Rucksack alles mit gehabt, damit du Schwierigkeiten bewältigen kannst/. 00:09:28-5

B: Mein Weg nach Österreich war nicht besonders schwer. Aber emotional ist es schwer. Weil ich wollte ja nie meine Eltern verabschieden, (I: verlassen, ja.) verlassen. Und (...) Ja, Sprache ist ganz schwer. Aber ich habe nicht gedacht, so schwer werden. Ich habe gar nicht vorher gedacht, dass Sprache so wichtig war. Weil in meiner Heimat verstehe ich jeden und ich verstehe ganz klar und so kleine Stimme, wenn ich höre, verstehe ich auch, was sie sagen oder so. Aber in Österreich ich muss mich sehr stark konzentrieren, dann verstehe ich. 00:10:35-5

I: Aber was hat dich denn geschützt, zum Beispiel, wenn du mutlos warst? 00:10:54-9

B: Erstens, diese Schmerzen, ja? (lacht) Wenn diese, zum Beispiel, erst der Mut war wegen der Schmerzen. Wegen Ausbildung und Arbeit, weil ich in Burma Medizin studiert habe. Das war das beste Studium und ich war immer eine der Besten in Burma. Und dann muss ich in Österreich dieses Studium aufgeben weil ich keine Wege weiß. Und ich wollte ja etwas studieren aber ich habe nicht gewusst wie ich studieren kann, oder was ich machen kann. Es gibt auch Kollegen in England die haben einen eigenen Weg. Ganz leicht ist nicht, aber viel leichter als ich, diesen Weg zu gehen. Aber ich habe keine Person gekannt und dann ich habe ganz einfach aufgegeben. Weil ich habe gedacht, wenn es so schwer ist diese Nostrifizierung zu machen, dann darf ich gar nicht mehr studieren. Eigentlich ich bin, ja doch ein studiert (ich kann nicht so stark körperlich arbeiten. Trotzdem ich muss im Restaurant arbeiten. Das war schwer. Körperlich schwer und so. Und dann war ich krank. Damals habe ich auch viel geweint, weil es tut sehr weh. Weil ich Medizin studiert habe und dann als Kellnerin arbeiten musste. Aber trotzdem, ich habe gedacht es besser für Familie. Wenn ich in ein anderes Land (Österreich verlassen) gehe, vielleicht für mich meine Karriere ist besser. Aber ich bin nicht sicher, ob ich gleiche Familie habe. Momentan ist unsere Familie, wir verstehen miteinander und wir

helfen uns in der Familie. Und dann, ich habe in Restaurant gearbeitet. Und dann habe ich wieder Mut gehabt, wieder zu studieren, weil inzwischen war ich krank und ich kann nicht mehr in Lokal arbeiten. Weil das ist zu schwer für mich war. Und, ich habe diese Information von Fachhochschule gesehen und meine Stärke/ 00:13:41-5

I: Woher nimmst du Deine Stärke her? 00:13:43-7

B: Ja, diese Schmerzen. Weil das tut sehr weh. Damals habe ich sehr viel geweint, weil ich vom Medizinstudium dann Kellnerin. Und dieses Gefühl und diese Schmerzen machen mich stark. 00:14:03-1

Abschluss: Roter Faden

„Geschützt haben mich die Schmerzen und das Leiden.“

Dimensionen

Kulturdimensionen für Erfassung von Resilienz
(nach Hofstede und Trompenaar)

Name: Thi	Land/Kultur: Burma
DIMENSIONEN	RELEVANTE AUSSAGEN
Machtdistanz gering/ ausgeprägt	<p>B: Ich habe im Moment solche Gefühle noch. Zum Beispiel wenn in der FH Vortragende sind schon eine Stufe höher als ich. Ich habe immer solche Gefühle. <u>00:04:14-7</u></p> <p>I: Wie sind diese Gefühle? Erzähl. <u>00:04:18-2</u></p> <p>B: Das ist so wie in Burma, wir sagen unsere Buddha-Mönche, Eltern und dann diese Lehrer. Lehrer bedeutet nicht nur in der Schule und kann auch in anderen Sachen sein, ja? <u>00:04:33-0</u></p> <p>I: Du meinst die Mönche. <u>00:04:34-2</u></p> <p>B: Mönche, Andere, das ist fast gleiche. Wir sagen alle sind gleiche so wie Eltern und so alle sind gleiche. Immer höhere als wir. <u>00:04:44-8</u></p> <p>I: Da muss man Respekt haben. <u>00:04:45-8</u></p> <p>B: Ja, wir müssen Respekt haben. <u>00:04:47-4</u></p> <p>I: Das ist immer noch der Fall. <u>00:04:52-3</u></p> <p>B: Ja, ich fühle mich so, obwohl sie manchmal sagen das ist so nein gleiche oder so. Aber trotzdem fühle ich mich so. Und dann, auch gut wenn ich mich so fühle. <u>00:05:07-1</u></p> <p>B: Mit Vortragende oder so, ja. Dann fühle ich mich auch gut weil sie sind ja eigentlich, ja auch eine Stufe höher. <u>00:05:22-0</u></p> <p>I: Gefällt es dir, wenn Dir ein Höhergestellter sagt, wie du da was machen musst, wo du hingehen musst, was du tun musst? <u>00:05:32-6</u></p> <p>B: Schon. (lacht) <u>00:05:33-7</u></p> <p>Deswegen bin ich manchmal nicht so selbständig hier und dann Probleme. <u>00:05:46-4</u></p> <p>B: Ja, ich gebe Respekt. Aber wenn jemand zum Beispiel von meinen Eltern oder so, sagt, alle wissen das ist Spaß (Anm. nicht korrekt). Dann wenn ich sie sagen, dass ich sagen soll, sage ich nicht, weil das Spaß ist. Dann ich gebe ja doch Respekt nicht mehr, weil sie</p>

	<p>sind nicht mehr richtige Person. Zum Beispiel wir haben so wie (Dags?) oder (Judis?) zum Beispiel du bist ja Lehrer aber nicht nur Name aber du hast ja Aufträge, wie soll ein Lehrer sein, wie soll ein Schüler sein. Wir haben solche Regeln auch. Aber wenn diese Vortragende oder Lehrer sagt, was er sagt, das ich machen soll, dann ich mache nicht. Weil diese Person ist nicht mehr ein Lehrer weil er macht seine Verpflichtung nicht mehr, dann er ist nicht mehr Lehrer. Und dann brauche ich auch nicht mehr Respekt geben. <u>00:08:33-6</u> Die Vortragende oder die/ Die sollen ja doch richtige Lehrer sein oder Vortragende sein. Aber sie haben auch Regeln, sie müssen ja auch so wie diese Regeln machen. Sie können nicht sagen, sie sollen Fasten machen oder so. Dann sind sie ja nicht mehr diese Person. <u>00:08:58-4</u></p> <p>I: Aha. So läuft das bei euch. <u>00:08:34-4</u></p> <p>B: Ja, muss nicht immer sein. Es gibt verschiedene Personen. Die Vortragende oder die/ Die sollen ja doch richtige Lehrer sein oder Vortragende sein. Aber sie haben auch Regeln, sie müssen ja auch so wie diese Regeln machen. Sie können nicht sagen, sie sollen Fasten machen oder so. Dann sind sie ja nicht mehr diese Person. <u>00:08:58-4</u> :</p>
<p>Individualismus/ Kollektivismus</p>	<p>B: Ja, viele Menschen haben mir geholfen. Und mein Mann hat mir auch geholfen. Ich habe dir gesagt, am Anfang, ich war immer allein oder ich fühle mich schlecht. Und dann, wenn mein Mann frei hat, er kommt in dieser Zwischenpause, manchmal zwei Stunden Pause, ich kann nicht wieder nach Hause kommen weil es ist hin und her ist es weit. Und mein Mann kommt zu mir und dann wir gehen irgendwo hin, so. Daneben und dann wir sitzen dort und dann wir sprechen. Und bin ich schon gewohnt und ich habe auch gedacht, es ist für ihn auch zu schwer. Weil er braucht einen Ruhetag, muss er auch mich noch begleiten. Das geht nicht. Und dann bin ich gewohnt (Anm. mich daran gewöhnt allein zu bleiben) und auch ich kann auch lernen. In diesen zwei Stunden, zum Beispiel zwei Stunden oder eineinhalb Stunden lerne ich ja in der Schule. <u>00:11:40-6</u></p> <p>J: Wer hat Dir geholfen, wer hat Dir Orientierung gegeben?</p> <p>B: Eigentlich alle in der Umgebung. Eigentlich von der Schule, diese von Religion. Und auch von unseren Eltern. Meine Mutter hat mir immer gesagt, man darf gar nicht lügen. Man darf so schlechte Sachen haben, aber man muss immer Mut, wenn man das Richtige sagen oder so. Aber in Burma war ich so, ja? Aber in Österreich nicht mehr. Weil ich bin nicht sicher, wegen der Sprache, ob ich richtig verstanden habe. Ob diese Person mich wegen den Worten oder nicht/ ich bin nicht sicher wegen der Sprache. Manchmal ich kann auch ein Missverständnis haben. Deswegen, in Österreich bin ich ja gar nicht so wie in meiner Heimat. <u>00:09:10-5</u></p>
<p>Maskulinität/ Femininität Rollenverteilung</p>	<p>War sie (Mutter) sehr wichtig in der Familie? War sie das Oberhaupt? <u>00:16:37-0</u></p> <p>B: Ja, ich glaube schon. Nicht nur Autorität hat sie, ich meine, sie gibt uns auch Liebe. (...)</p> <p>I: Wie siehst du denn die Rolle als Frau? Hast du das Gefühl, dass die Frauen stärker sind als die Männer? <u>00:01:34-6</u></p> <p>B: Nein (lacht). <u>00:01:35-6</u></p> <p>I: Nicht? <u>00:01:35-6</u></p> <p>B: Frauen stärker? <u>00:01:38-3</u></p> <p>I: Stärker als die Männer? <u>00:01:39-0</u></p> <p>B: Nein, nicht immer. <u>00:01:41-1</u></p> <p>I: Nicht immer? (lacht) <u>00:01:43-0</u></p> <p>B: Vielleicht psychologisch. <u>00:01:43-6</u></p> <p>B: Ein bisschen stärker, aber körperlich sind Männer stärker als Frauen. <u>00:01:52-8</u></p>

	<p>I: Wie ist das in deiner Heimat? Hat die Frau weniger zu sagen als der Mann? <u>00:01:58-0</u></p> <p>B: Ja, eigentlich schon. Mein Vater lässt mich alles machen was ich will. Egal. Aber meine Mutter war ein bisschen streng, ja? Ja, das war auch gut. <u>00:03:14-7</u></p> <p>B: In Burma bekommen Mädchen weniger Chancen etwas zu machen, oder so. In Österreich ist es egal. <u>00:13:30-7</u></p>
<p>Unsicherheits-Vermeidung gering/ ausgeprägt/ Bereitschaft sich auf Neues „Fremdes“ einzulassen</p>	<p>B: Ach so, das ist von Kleine (Kindheit)? Aha, als ich klein war, sehen wir immer im Fernseher oder so im Kino, was ist das Beste und dann nur/ <u>00:14:55-1</u></p> <p>B: Im Fernseher oder Nachrichten oder von der Umgebung, sie sprechen ja auch immer. Und alle Eltern sagen immer 'Meine Tochter oder mein Sohn studiert Medizin'. Sie sind sehr stolz auf diese Kinder oder alle anderen Personen respektieren auch diese</p>
<p>Langzeit/ Zukunft/ im Hier und Jetzt- Orientierung/ Religion</p>	<p>In meiner Heimat, wenn wir schwierige Situationen haben, wir sagen das ist Schicksal. Weil wir sind über 80 Prozent sind Buddhismus und das ist auch ein bisschen mit Religion zu tun. Und wir haben in der Religion gelernt, dass wir haben auch anderes Leben. Wenn wir in anderem Leben schlechtes gemacht haben, bekommen wir auch wieder in dieses Leben. So, ich kann gar nichts mehr dagegen machen. Aber trotzdem, wir haben auch andere Wege. Wir können in diesem Leben besser machen, nur gute Sachen machen damit diese schlimmen Sachen vom letzten Leben ein bisschen weniger wird. Und auch in diesem Leben besser und auch für anderes Leben, für kommendes Leben auch: Nein, eigentlich Buddhismus ist gar nicht so mit Autorität zu tun. Wir behandeln Menschen nur mit Liebe. <u>00:06:38-1</u></p> <p>das ist mit Respekt zu tun. B: Ja, ich glaube auch schon. Warum ich so schweres Leben bekomme, ist vielleicht, habe ich auch im anderen Leben ähnliches gemacht. Deswegen bekomme ich es jetzt wieder. I: Aha. Du meinst, dass du bestraft wirst? <u>00:12:14-4</u></p> <p>B: Ja, genau. Aber ich mache in diesem Leben nur gute Sachen wie ich überlegen kann. Ich überlege ob das gut oder nicht gut ist. Dann mache ich das. Ich mache nie absichtlich schlechte Sachen. <u>00:12:30-7</u></p> <p>I: Und dann meinst du, dann wird das auch besser werden im nächsten Leben? <u>00:12:33-5</u></p> <p>B: Ja, und auch in diesem Leben, auch ein bisschen besser wird. Ich war nicht immer unten. Ich hab das Studium auch geschafft. Wenn ich immer so ohne irgendetwas, vielleicht schaffe ich auch nicht. <u>00:13:00-1</u></p>
BESONDERHEITEN	
<p>Langzeit-orientierung/ Zukunft/ im Hier und Jetzt- Orientierung/ Religion</p>	<p>Bei der kulturellen Dimension Langzeitorientierung/Religion werden die kulturellen Dimensionen am sichtbarsten und bestätigten die Eingangshypothese, dass Kultur eine starke Bedeutung für den Prozess der Resilienz besitzt. Die Regeln, die der Buddhismus vorgibt, haben eine starke Wirkung auf die Gesellschaft – auch wenn versucht wird, durch autoritäre Regime diese Dimension zu schwächen (Gewalt gegen Mönche). Leistung, das Beste geben für ein besseres Leben im „nächsten Leben“. Vergangenheit und Zukunft gehören zusammen. Leid und Schmerzen zu ertragen sind Grundvoraussetzungen für ein besseres nächstes Leben. Der Buddhismus hat eine starke Auswirkung auf das Leben der Menschen in Myanmar.</p>
<p>Machtdistanz</p>	<p>In ihrem Heimatland, wo sie doch die meiste Zeit ihres Lebens (30 Jahre) verbracht hat, waren Regeln für sie sehr bedeutend. Besonders Höhergestellte verdienen hohen Respekt (Lehrer). Fragen an sie sind nur im beschränkten Maße erlaubt, Kritik ist in diesem Kontext nicht vorgesehen.</p> <p>Außer Höhergestellte richten sich nicht an die Regeln der Religion. Wie weit das autoritäre Regime Macht besitzt, dies zu verändern, wird an den Konflikten mit den Mönchen sichtbar.</p>

Maskulinität/ Femininität	Wie weit das Prinzip Maskulinität vorherrscht, ist mit diesem methodischen Instrument aus der Sicht der Autorin wiederum nur unzureichend zu erheben. Mit narrativen Interviews kann meist die Bedeutung des politisch/gesellschaftlichen Kontextes erhoben werden. Unbewusste Anteile sind wiederum mit dieser Methode und wenn, dann nur mit einer biographisch analytischen Auswertung, zu erheben. Jedenfalls hatte ihre verstorbene Mutter eine starke Vorbildwirkung. Das Gespräch musste bei der Erwähnung ihrer Mutter für eine kurze Zeit unterbrochen werden. Sie wollte nicht, dass ihre Emotionen im Interview sichtbar werden. Denn Emotionen zu zeigen, heißt in asiatischen Kulturen „das Gesicht zu verlieren“.
Individualismus/ Kollektivismus	In dieser Dimension konnte man erkennen, wie wichtig es für sie ist, ein funktionierendes Beziehungsnetz zu haben.
Unsicherheits- vermeidung/ Risiko- bereitschaft	Trotz ihrer erheblichen Sprachschwierigkeiten hatte sie den Mut ein Studium in Deutsch zu beginnen. Der Wunsch, ihren ehemaligen Status zu erreichen, ermöglichte ihr alle erdenkliche Kraftanstrengung aufzubringen.

PTG-Dimensionen

(nach Tedeschi und Calhoun)

Name: Thi	Land/Kultur: Burma
DIMENSIONEN	RELEVANTE AUSSAGEN
Veränderungen in der Selbst- wahrnehmung	B: Aber jetzt muss ich selber unterscheiden. Als ich jung war, eigentlich sagen meine Eltern auch nicht, was ich machen soll. <u>00:02:53-9</u> Ja, Hoffnungen, dass ich habe Familie und Kinder. Ich muss gesund bleiben, damit ich auf meine Kinder aufpassen kann. Und deswegen habe ich viele Sachen gemacht, zum Beispiel für das Studium. Und auch für die Gesundheit. (...) Liebe zu meinen Kindern
Veränderung der Wahrnehmung von Beziehungen	Und wie hast du dich verändert? <u>00:13:32-8</u> B: In meiner Heimat höre ich immer zu diese anderen Personen. Wie kritisieren sie mich, oder so. <u>00:14:00-9</u> I: In Burma war das? <u>00:14:00-4</u> B: Ja. Aber eigentlich hier braucht man gar nicht zuhören. Das ist egal, wie man verkleidet oder wie man, so/ Hier haben Frauen gleiche Rechte wie Männer aber in Burma ist nicht. Wenn eine Person, zwei Personen gleiche haben, dann eine Mann und eine Mädchen ist. Mädchen ist fast immer. Mann ist immer richtig. (lacht) <u>00:14:43-8</u> I: Und da merkst du, ist eine Veränderung für dich? <u>00:14:50-6</u> B: Ja. Ich fühle mich nicht mehr so wie in Burma. <u>00:14:54-0</u> I: Das heißt du bist stärker/ <u>00:14:56-5</u> B: Ein bisschen freier. <u>00:14:57-4</u> I: Ein bisschen freier bist du? <u>00:15:00-0</u> B: Ja. <u>00:15:00-1</u> I: Hmhm. Und/ <u>00:15:07-4</u> B: Niemand kritisiert mich auch, egal welche ich frage oder welche/(lacht) Aber in Burma schon vielleicht. <u>00:15:14-9</u>
Veränderungen	B I: Und wie siehst du deine Zukunft? Wenn du dieses Bild anschaut/ <u>00:20:15-6</u>

in der allgemeinen Lebens- philosophie	<p>B: Eine Tür. Ich bin jetzt eine Tür. (lacht) <u>00:20:15-2</u></p> <p>I: Bitte? Was bist du? <u>00:20:16-7</u></p> <p>B: Eine Tür. Vorne die Tür. <u>00:20:24-1</u></p> <p>I: ja, vor der Tür! hast die Tür aufgemacht. <u>00:20:28-6</u></p> <p>B: Nein, noch nicht aufgemacht. Ich habe schon schlechte Lehren auch gehabt mit diesem schlechten Wetter und ich habe mich auch verirrt. <u>00:20:44-2</u> (Anm. auf Österreich bezogen)</p> <p>I: Und was glaubst du, was hinter der Tür ist? <u>00:20:48-3</u></p> <p>B: Ja, wenn geöffnet wird, ist sehr schön. (lacht) <u>00:20:55-4</u></p> <p>I: Ist sehr schön? <u>00:20:55-4</u></p> <p>B: Aber wenn nicht öffnen kann/ <u>00:20:59-3</u></p> <p>I: Das heißt, du musst das öffnen können. <u>00:21:01-3</u></p> <p>B: Ja, ich muss das öffnen können, aber ich brauche ja auch Hilfe. <u>00:21:06-9</u></p> <p>I: Aha, wenn du die Hilfe hast, dann kannst du das aufmachen? <u>00:21:09-2</u></p> <p>B: Ja, ich glaube schon. <u>00:21:15-5</u></p>
BESONDERHEITEN	
<p>Die Selbstwahrung von Stärke hat sich in Österreich in verschiedenen Bereichen verändert. T. musste ihre Begrenzungen ihres Leistungsvermögen teilweise auch wenn es ihr noch immer sehr schwer fällt, annehmen. Die Hürde der deutschen Sprache stellt eine enorme Leistungsanstrengung dar. Trotzdem gelang es ihr, ein Bachelorstudium in Österreich positiv zu absolvieren. Die Erklärung ihrer Begrenzungen sieht sie in einem früheren Leben, wo sie die Anforderungen (Leistung) nicht gut erfüllt hat.</p> <p>Die Familie hat noch immer eine große Bedeutung. Jedoch hat sich im Aufbau eines Netzwerkes von Beziehungen in Österreich eine Veränderung ergeben. Mit „Leistung“ erbringen, war es ihr bis jetzt nicht möglich, engere Freundschaften mit Österreichern aufzubauen. Diese für sie leidvolle Erfahrung kam besonders im Studium in Österreich zum Tragen. Dies war für sie ein eklatanter Unterschied zur ihrer Heimat, wo sie leicht Freundschaften schließen konnte.</p> <p>Auch die Einstellung zu Professoren war von ihrer Kultur beeinflusst. Professoren darf man nicht mit Fragen stören, da sie eine höhere Position, Status einnehmen. Die Veränderung ihres Status erlebte und erlebt sie noch immer sehr schmerzvoll.</p> <p>Die Verletzlichkeit von Kultur wird mit diesem Interview bestätigt. Die Veränderung in ihrer Lebensphilosophie geschieht allmählich. PTG und Resilienzprozesse überschneiden sich. Aus der Sicht der Autorin handelt es sich um Resilienzprozesse. Das Gespräch musste bei der Erwähnung ihrer Mutter für eine kurze Zeit unterbrochen werden. Sie wollte nicht, dass ihre Emotionen im Interview sichtbar werden. Denn Emotionen zu zeigen heißt in asiatischen Kulturen „das Gesicht zu verlieren“.</p>	

Befragte 4

Biographie

Name	M.C.
Alter	41 Jahre
Religion	Keine konkrete Angabe
Familiensituation	Verheiratet, Ehemann lebt in England. Aufgrund seiner beruflichen Situation als Limnologe fand dieser keine Arbeit in Österreich. Drei Kinder
Fluchtgeschichte	Seit 1997, davor auf der Flucht von 1994 an, geflüchtet über Kongo, Kenia, nach Österreich.
Status	Konventionsflüchtling, später österreichische Staatsbürgerschaft
Herkunftsland	Ruanda
Politisch/ gesellschaftliches System	Ruanda war lange Zeit eine Monarchie. In der Zeit der Kolonisierung von Deutschland und Belgien wurde der katholische Glaube eingeführt. Vor dem Völkermord waren 2/3 der Menschen in Ruanda katholisch. Der einheimische Ahnenkult soll nach Angaben der Bundeszentrale für politische Bildung einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung ausmachen und praktiziert werden. Der monotheistische Schöpfergott Imana bestimmt diese Kultur. Unabhängigkeit 1962, ab dieser Zeit erfolgten immer wieder kriegerische Handlungen, die in einen Bürgerkrieg mündeten. 1990 Bürgerkrieg, 1994 Genozid (800.000 Tutsis wurden ermordet, derzeit Versuch demokratische Strukturen aufzubauen, sowie Aufarbeitung des Genozids durch „Verzeihung“ und „Reue“ (Quelle Bundeszentrale für politische Bildung, Deutschland). Nach dem Völkermord hat sich die aktive Rolle der Frauen (Witwen) beträchtlich verändert. Ruanda hat weltweit den höchsten Anteil von Frauen im Parlament (56%).
Beruflicher Werdegang (Kurzfassung)	Ausbildung als Volksschullehrerin, lange Zeit in Ruanda als Lehrerin gearbeitet. In Österreich arbeitet sie in einer NGO in der Jugendarbeit.
Bildungshintergr und	Beide Elternteile haben studiert, sowie sie und ihre Geschwister
Gesundheit/ Krankheit	Es wurden keine ernsthaften Erkrankungen erwähnt, ist derzeit in keiner psychotherapeutischen Behandlung. Ob eine Psychotherapie erfolgte, entzieht sich der Kenntnis der Autorin.

Rahmung: Was wartet auf mich?

„Ich muss kämpfen für meine Familie.“

Eingangsfrage

Wie oben angeführt (siehe unter „Durchführung des Narrativen Interviews“)

Anfangserzählung

Es geht nicht um richtig oder falsch, es geht nur um das, was du gerne erzählen möchtest. 00:04:52-0

B: Womit fange ich an? Ja, bin ich geflüchtet. Aber, auf dem Weg habe ich mich gefragt, was wartet auf mich? In dieser/ Aber, habe noch gedacht, aha, ich muss. Ich habe keine andere Möglichkeit, ich konnte nicht hier bleiben. Bin ich weg gegangen mit meinen Kindern und meinen Geschwister. Dann, zum Glück, meine Schwester hat Arbeit sofort gefunden. Weil sie Suaheli/ verschiedene Sprachen beherrschen kann. Sie hatte Suaheli, Französisch, Englisch und ich konnte nicht die (Sprache sprechen?) und dann hat sie Arbeit gefunden, sofort gefunden. Und dann aber, ich war ein Mensch, ich habe immer gearbeitet. Ich habe was verdient am Ende des Monats, aber habe ich mich gefragt, wovon werden meine Kinder leben? Es war kein Luxus aber ich habe mich/ ich konnte mir nicht

vorstellen, ohne Geld zu leben, ohne meinen Lohn, ohne (unv.) 00:06:32-2 . Dann, als meine Schwester die Arbeit gefunden hat, habe ich gesagt, ja es wird gehen. Ich habe keinen Kontakt mit meinem Mann gehabt. Dann, ich habe nichts, keine Telefonnummer, ich habe nichts gehabt. Weil, bei der Flucht habe ich keine Papiere genommen, habe ich nichts genommen. Dann, ich war einmal wo im Telefon wo/ es gab damals/ um diese Zeit gab es kein Telefon, kein Handy. Telefon schon, aber Festnetz. Da muss man, wir haben immer telefoniert, muss man Geld zahlen. Dann bin ich geflüchtet, ich habe ein bisschen Geld gehabt. Aber, auch um Geld zu bekommen, ich habe gekämpft. Dann, war ich in der Bank, haben die weniger Geld gegeben. Und dann, da habe ich Lohn von meinem Mann, drei Monate. Ich konnte seinen Lohn nehmen. Ich habe jemanden gekannt, ich habe ihm gesagt, bitte gib mir/ Er hat gewusst, mein Mann ist nicht in Ruanda. Ich habe gesagt, ich muss dieses Geld bekommen. Habe ich gekämpft, ich habe jemanden gesucht, ich habe das Geld bekommen. Dann habe ich gesagt 'Gott sei Dank'. (lacht) Dann in der Bank, die haben weniger/ die wollten nicht viel Geld geben. Ich habe weniger bekommen. In Bank war unser Geld. Dann, wir sind geflüchtet mit dem Geld. Aber, ich habe gesagt, mit dem Geld, ich könnte aufpassen mit dem Geld. Dann habe ich gesagt, ich bin zu diesem Telefon gegangen, das war Festnetz, wo die Leute haben sie telefoniert. Dann, zum Glück, ich habe/ mein Mann hat ein Fax/ jemandem Bekannten ein Fax gefaxt. Und dann der Mann hat nicht genommen, er war nicht da, aber er hat gewusst, der Mann wird kommen, dieses Fax nehmen. Bin ich hingegangen, ich habe gesagt, vielleicht hat mein Mann was geschickt. Er hat zu jemanden das geschickt, er hat nicht gewusst wo ich bin. Dann habe ich seine Adresse, alles bekommen. Das ist ein Glück! Dann, als ich diese Adresse bekommen habe, habe ich Kommunikation mit ihm angefangen. Sonst, ich habe keine Kommunikation gehabt. Er hat mich gebeten, wir haben eine Freundin gehabt, von Kongo. Er hatte mich gebeten, zu ihr zu gehen, seine Frau, zu ihr zu gehen und dort zu leben. Bin ich hin gegangen, ist auf dem Land, im Dorf. Wo die haben unterrichtet in Muttersprache, die Sprache vom Dorf. (Volksschule?) die haben in dieser Sprache unterrichtet. 00:10:12-0 Ich habe gesagt (I.: Nein.) Ich kann nicht/ Ja ist gut dort zu leben (I.: Ja?) in der Nähe, die haben wirklich alles gemacht für mich. Ich war ein Ehrengast. Die haben alles mir gegeben aber habe ich gesagt, nein ich kann nicht hier bleiben. Meine Kinder werden nie in der Schule/ die Sprache, die werden bei Null anfangen. Und die haben auch irgendwie auf französisch und Kenia-Ruanda gelernt. Ich habe gesagt, ich bleibe nicht hier. Bin ich zurück nach, in die Stadt. Ja, ich habe eine Cousine von mir hat gesagt 'Weißt du Marie Claude, da gibt es Arbeit.' Ich habe Arbeit im LDWF als eine NGO von der Schweiz aber die arbeiten in Afrika als (Entwicklungs-?)-Projekt. 00:11:12-2 Ich habe dort gearbeitet, ich habe 300 Dollar verdient, das war viel. Dann, ich habe auch Kontakt mit meinem Mann, weiter. Meine Kinder sind in die Schule gegangen. Zum Glück (unv.) 00:11:26-9

I: Das war im Kongo? 00:11:29-2

B: Ja, aber, bevor ich, ich bin in Kongo. Das hat mich erschreckt. Ich war in Kongo, in der Stadt musste ich Arbeit suchen. Und meine Kinder waren aber in diesem Dorf. Ich musste pendeln, immer hingehen. Einmal bin ich im Auto. Es war Auto, musst du/ dieser Pickup, musst du hinten, aber mit vielen Sachen. Ich war das nicht gewohnt. Ich war gewohnt mit einem guten Auto, nicht solchem Auto. Einmal hat mir gesagt, wenn du runterfällst, ich bringe dich um. Ich habe gesagt/ Er hatte eine Machete gehabt. Da hat er mir, 'ich bringe dich um.' Habe ich gesagt (leise, wie zu sich selbst) 'Ah, scheiße. Was soll ich jetzt machen?' Der war so/ ich habe nachher viele Gedanken gehabt. Dann habe ich gesagt 'nein, ich will meine Kinder. Ich kann nicht pendeln, meine Kinder suchen und ich kann meine Kinder nicht hier lassen. Wir sind nach/ in die Stadt in Kongo zurück. Ich habe gesagt, ich muss kämpfen, Arbeit finden. Ich habe Arbeit gefunden. Ich habe angefangen, zu arbeiten. 00:13:00-2

Abschluss: Roter Faden

„Ja, ich muss Lösung finden.“

Dimensionen**Kulturdimensionen für Erfassung von Resilienz**
(nach Hofstede und Trompenaar)

Name: M.C.	Land/Kultur: Ruanda
DIMENSIONEN	RELEVANTE AUSSAGEN
Machtdistanz gering/ ausgeprägt	<p>B: Ja, ich bin die Älteste. Und, dann einmal die Militär von Kongo. Das hat mir auch ein bisschen/ die Militär von Kongo. Einmal bin ich zur Arbeit gegangen. Ich habe Lohn bekommen, das war in die Hand. Aber die Militär, die waren wirklich sehr schlimm. Die waren (I: in Kongo?) Ja, in Kongo, boah. Dann die haben mich gesehen/ ich habe immer Angst, weil die sind gewaltig. Ich habe sie gesehen, ich bin immer an unserer/ zum Beispiel wie Isop ist hier, unsere Projekte LWDF war hier, gegenüber war eine, Del Mundo, es ist ein Projekt, eine NGO von Spanien. Dann, als sie gesehen haben, bin ich gelaufen, habe mich versteckt in diesem Projekt. Die Militärs sind gekommen und sagten 'Wir wollen die Frau, die hier ist.' Die Mitarbeiter haben sie gewusst. Die würden nie/ die haben gesagt 'Ist keine Frau hier.' Die habe mich gesucht. <u>00:19:10-2</u></p> <p>B: Ja, ich habe Geld. Wenn du Geld/ zum Beispiel, wenn die wissen, die sagen 'Ausweise!'. Aber die wollen keine Ausweise, die wollen Geld von dir. Die konnten mein Geld/ Als ich sie gesehen habe (lacht) bin ich gelaufen. Dann, das Militär wollte nicht weggehen. Bin ich dort geblieben, drei Stunden. Die Mitarbeiter haben sie die UN angerufen. Die sind gekommen, die haben zu diesem Militär gesagt, die müssen weggehen. Dann bin ich nach Hause, die haben mich mit dem Auto genommen, nach Hause. Dann, die Militär, wirklich! Ich habe bis jetzt, bis ich hier her kam, ich habe immer Polizisten gesehen, ich habe immer Angst gehabt. Ich habe gedacht, dieser Gedanke ist immer gekommen. Einmal auch, war ein Fest für das Militär. Habe ich meine guten Kleider angezogen, die haben/ Stell dir vor die Leute, dieses Militär, die nehmen die Kleidung auch weg. Die haben/ ich habe eine, wie heißt das noch, (I: Kette.) eine Kette gehabt. Diese Kette, die haben das genommen, Ring auch, alles von mir und meine Kleidung, weil ich habe diese afrikanische Kleidung, die haben genommen. Bin ich nach Hause zurück. <u>00:20:47-7</u></p>
Individualismus/ Kollektivismus	<p>B: Ich habe geweint. Dann, in Kongo, wenn du keine/ Es ist eine Sprache, die Lingala heißt, ich habe das nicht gesprochen. Wenn du Lingala sprechen konntest, die haben immer gesagt, 'Ja, du bist nicht von unsere.', die nehmen was von dir. Dann habe ich gesagt, ach/ Aber, ich habe eine/ Es war eine Frau/ eine Freundin von mir, von Kongo. Sie hat zu mir gesagt 'Weißt du Marie Claude, vergiss diese Leute, die sind immer schlimm. Aber, wenn du gehst weg, sag mir, ich kann dich immer begleiten.' Ich habe Angst bekommen. Als ich weg war, sie hat immer mich begleitet. Ja, sie war eine gute Freundin.</p> <p>B: Einzige, ich habe/ ist eine Kollege hier, eine Freundin hier, ist hier gekommen, hat Asyl gesucht, hat bekommen. Und, die Kinder waren in Kenia. Sie konnte nicht ihre Kinder abholen weil keine Visum hat. Sie hatte niemanden, die Kinder zu abholen. Ich bin hin geflogen. Aber, als ich Reisepass bekommen habe. Ich musste/ die Kinder mussten Visum haben von Kenia, die haben nicht gehabt. Ich musste zu Behörde gehen, dieses Visum für diese Kinder fragen. <u>00:40:41-7</u> I: Und da hast du sie geholt. <u>00:41:24-2</u></p> <p>B: Ja, ich habe sie geholt. <u>00:41:25-2</u> I: Fünf Kinder? <u>00:42:03-4</u></p> <p>B: Ja. Und die haben mir gesagt, im Flugzeug ich bekomme einen Begleiter. Ich habe keinen Begleiter bekommen, die werden an diese Kinder kommen, ich habe niemanden bekommen. Fünf Kinder, das erste Mal im Flugzeug. (lacht) Eine ist im Klo gegangen, dann ich habe das Wasser gespült, runter gelassen. Dieses Geräusch, ist gesprungen auf mein Herz (lacht)(unv.) Ja, aber ich werde nicht das vergessen. <u>00:42:44-6</u></p> <p>I: Das heißt fünf Kinder und die waren alle so klein? <u>00:42:46-0</u></p> <p>B: Ja, die waren, die Älteste war zehn Jahre alt. Ich habe ein Kind hier/ Ich habe zu den Kindern gesagt. Einer nimmt hier (lacht.) Ja, so werde ich sie verlieren am Flughafen in Niederlande. (lacht, Schritte). Fünf kleine Kinder, aber es ist gegangen.</p> <p>B: Und dann, es war die Kollegen auch, die haben sich versteckt. Die haben zum Beispiel die haben die Kinder geschickt zu mir 'Marie Claude, kannst du uns Zucker geben?' Weil,</p>

	<p>die haben nichts zu essen, die konnten nicht kochen weil sie verstecken sich. Zucker ins Wasser und nur dann das Wasser trinken, wegen Kraft. Was ich gehabt habe, ich habe für den Krieg gegeben. Ich konnte nichts dafür. Ich habe geholfen, den Leuten geholfen. Und dann, was ich geholfen auch einmal. Es war eine Kollegin von mir von der Arbeit. Ihr Kind, ich habe ihr Kind bei mir auch. Ich habe viele Leute auch bei mir. Aber ich konnte nichts dafür, habe ich gesagt was ich kann essen, diese Kinder auch kann essen. Ja, ich habe ihm so gesagt. Dann das Kind habe ich/ Es war eine NGO, hat alle Kinder genommen, nach Zaire, wo oder Kongo zur Zeit, wo Ruhe haben. Aber die müssen diese Kinder verstecken. Weil sie Tutsi war. Die haben diese Kinder genommen, nach Zaire. Ich habe wirklich auch, obwohl ich auch mich versteckt, ich habe viele Leute versteckt. Ich konnte nichts dafür. Zum Beispiel ist jemand, mein Nachbar, ein Tutsi war, hat mir gesagt, er hat mir gesagt 'Kannst du mich verstecken?' Habe ich gesagt 'Wo soll ich dich verstecken?' Vielleicht irgendwo? Ich habe eine Bistro gehabt. Und dann habe ich gesagt 'Du kannst dort dich verstecken.' Und ich habe ihn dort versteckt. <u>00:49:06-6</u></p> <p>B: Was ich gemerkt in meinem Leben, wenn ich so bin, diese Probleme bekomme. Irgendwie bekommt eine Freundin von mir auf mich und hat gesagt 'Marie Claude gehen wir was trinken? Und da kommst du zu mir, bist du alleine zu Hause, kommst du zu mir. Gehen wir irgendwo?' Es ist so/ <u>00:54:52-4</u></p>
<p>Maskulinität/ Femininität Rollenverteilung</p>	<p>B: Die Eltern sind im Camp geblieben, weil diese Wohnung war klein. Die sind im Camp geblieben. Und in der Stadt, wir haben gearbeitet. Dann, mein Vater war krank, dort im Flüchtlingscamp. Es war viele Krankheiten (unv.) und es war auch eine, wie heißt das, eine Krankheit wo viele Leute krank waren weil, wegen dem Trinkwasser. Viele Leute waren krank. Aber, (ein Trick war?) die Grenze zu/ (unv.)-Grenze, ich habe einen Wasser, einen Krug Wasser mitgenommen zum Trinken. Ja, ich habe im Auto gegeben, dann habe ich zwei genommen. Ich habe gesagt, 'ah, was sollen meine Kinder trinken?'. Das Wasser im Kongo, ich habe für mich genommen. Aber hat mir geholfen, das Wasser. Viele Leute sind gestorben, zum Anfang. Die haben keine Medikamente, die haben, das Essen war auch nicht so gut, und so weiter. Aber, ich habe Wasser, ich habe Essen auch gehabt. Meine Kinder waren nicht krank. <u>00:16:33-5</u> : Ja, ich habe zu meinen Eltern gesagt 'Wisst ihr was? Geht nach Hause, vielleicht wird es besser.' Aber mein Vater auch, hat zum Anfang/ Krieg hatte angefangen, hatte Problem weil er hatte Geld gehabt und dann die Militär/ Die Militär in Afrika sind die schlimmsten. Die haben immer/ Die wollten weg/ Auto wegnehmen, Geld wegnehmen. Aber, und dann haben sie gesagt 'Ja, ihr habt nicht so viele/' als sie zurück gehen nach Ruanda, 'ihr habt nicht so viele Sachen. Geh versuchen. Vielleicht ihr bekommen es später.' Dann, die sind nach Hause. Aber nach Ende 1995, nach einem Jahr, wir sind nach Ruanda zurück gekehrt. Mein Vater war krank wegen/ (I: Wegen dem Flüchtlingslager?) Ja. Er war krank und (...) er ist daran gestorben. Aber, ich bin geblieben mit meiner Schwester. Meine Schwester hat auch/ Wir waren nicht sicher, nach Ruanda zurück kehren. Weil sie haben immer gesagt, die Leute, die sterben. Und es gab viele schlimme Sachen. Meine Schwester ist nach Kamerun geflogen und sie wollte studieren. Sie hat Jus studiert. Dann, ich bin geblieben mit kleiner Schwester aber ja, mit meiner kleinen Schwester, aber sie ist erwachsen jetzt, sie ist 35 jetzt. <u>00:25:08-9</u></p> <p>B: Nein, nein. Bei uns in Ruanda es ist zum Anfang die Frau sind fast <u>00:50:14-1</u></p> <p>I: gleich <u>00:50:14-5</u> I: berufstätig? <u>00:50:38-0</u></p> <p>B: Nein, nein. Bei uns in Ruanda es ist zum Anfang die Frau sind fast <u>00:50:14-1</u></p> <p>I: gleich <u>00:50:14-5</u></p> <p>B: (unv.) wie Männer. Lohn, alles, ja, wir sind emanzipiert. In Ruanda <u>00:50:22-8</u></p> <p>B: Ja. Und dann es war das erste Land in Afrika wo früher Minister haben. Die Frau war Minister. Aber in ersten Land in Afrika, in Ruanda, ja wo die haben eine Frau als Minister. <u>00:50:56-9</u></p> <p>I: Das heißt die Frau war gleichwertig? <u>00:51:00-5</u></p> <p>B: (unv.) wie Männer. Lohn, alles, ja, wir sind emanzipiert. In Ruanda <u>00:50:22-8</u></p>
<p>Unsicherheits- Vermeidung gering/ ausgeprägt/</p>	<p>B: Ja, ja. (lacht) Aber manchmal ich sehe Fotos. Dann, die haben gesagt/ als ich dieses Fax gesehen habe, die haben gesagt, die Flüchtlinge, die müssen nach Ruanda zurück kehren und niemand darf in diesem Land arbeiten, wenn er keine Staatsbürgerschaft hat. Ich konnte nicht/ Es war eine Barriere für mich, zu arbeiten. Und meine Schwester war weg nach Kamerun. Ich war mit meiner Schwester. Und dann, mein Mann/ Ein Jahr hat er</p>

<p>Bereitschaft sich auf Neues „Fremdes“ einzulassen</p>	<p>Asyl angesucht. Aber, dann hat mir gesagt, geh nach Uganda. Ich habe gesagt 'Ah, nein ich gehe nicht nach Uganda.' Ich habe Freunde in Kenia 'Ich gehe nach Kenia.' Dann ich warte in Kenia, vielleicht bekommst du Asyl oder nicht. Ich schaue was passiert, später. Weil die Freunde, meine (unv.) Freunde waren in Kenia. Ja, bin ich hin, mit den Kindern. Ich bin mit dem Auto hingefahren, in einem privaten Auto, aber von Jemand. Jemand, der hat immer in Kenia gependelt hat, der hat gesagt 'Ah, weißt du, wir gehen zusammen.' Er hat meine drei Kinder genommen, ich, er war Muslime. Dann, was zum Lachen: Wir waren in Uganda, in der Nacht. Weil immer/ weil die haben immer nach Ausweisen gefragt. Und dann, Ausweise, ich habe keinen Ausweis gehabt. Ich habe ja Reisepass von Ruanda gehabt und aber Ausweis war/ Ich musste überzeugen, dass von Zaire bin, nicht von Ruanda. Und ich habe einen Ausweis jemand gestorben <u>00:29:43-8</u> Und dann, die Leute haben sie, nachher Leute gejagt zum Umbringen. Ich habe die/ Das waren viele schlimme Sachen passiert. Einmal, ein Mann ist gekommen, hat gesagt 'Kannst du meine Frau verstecken?' Ich habe gesagt 'Ja, aber wie?' Die Frau ist gestorben, leider. Sie ist bei mir geblieben, drei Monate. Nein, nicht drei Monate, zwei Monate. Aber nachher ich konnte nicht sie verstecken, sie ist weg gegangen, sie ist gestorben. Die haben sie umgebracht. Und dann, für uns, es war nicht bei uns, aber die sind immer gekommen 'Ja, du bist Tutsi.' Ich habe gesagt 'Ich bin keine Tutsi.' 'Du bist Tutsi, deine Kinder sind Tutsi.' Ich habe gesagt 'Nein, ich bin keine Tutsi, schau meinen Ausweis.' Und dann aber, wir haben die Mitarbeiter/ Ein Mitarbeiter von meinem Mann hat mit meinem Mann telefoniert. Er hat ihm gesagt 'Bitte, kannst du an meine Familie kommen?' Wir sind bei ihr gegangen. Aber trotzdem, die Milizen sind gekommen, sie haben gesagt 'Diese Frau muss sterben, sie muss raus.' Ich bin aufgestanden. Du hast Angst, du weißt, die bringen dich um. Die haben keine, wie heißt das <u>00:46:36-9</u></p> <p>B: Nicht gestohlen. Eine Freundin von mir/ Die Frau, die mit mir am Land war, sie hat mir gesagt 'Nimm diesen Reisepass, der ist gestorben.' (lacht) Wir haben radiert, meinen Namen geschrieben, bin ich mit meinen zwei Kindern, bin ich nach Kenia gegangen. Aber ich habe immer Angst, ich habe gesagt 'Wenn die sehen, dass sie/' Aber in seiner Ausweis die haben immer/ die machen solche (unv.) von diesen Sachen <u>00:30:26-4</u> Dann, bin ich/ <u>00:30:30-0</u></p> <p>I: gegangen. Mit einem Moslem bist du mitgefahren. <u>00:30:32-7</u></p> <p>B: Ja, aber was komisch. Es war/ Wir sind in Uganda gewesen Mitternacht. Wir haben legen zum schlafen. Wir sind in Moschee (lacht), in Moschee. Ich werde das nicht vergessen, wirklich. In Moschee, wir sind in Moschee geschlafen. Dann in der Früh/ Aber er war bekannt, die haben nicht/ (lacht.) Wir sind gefahren. Dann morgens in der Moschee, jeder hat sein Gebet. Wir sind gut geschlafen. In der Früh, wir haben/ wir waren in der Stadt/ ich habe einen Bekannten, der in Belgien war. Er hat mit meinem Mann gearbeitet. Der war nicht zu Hause. Von Belgien eine Frau, von Belgien. Sie hat uns gesagt 'Was macht ihr hier' (unv.) 'Wo ist dein Mann?' Ich hatte mir (unv.) Und dann hat sie mir ein bisschen Geld gegeben. Er ist/ sie eine belgische/ eine Europäer. Sie hat mir ein bisschen Geld gegeben. Wir sind weiter gefahren mit dem Mann bis nach Kenia. Bis Kenia und, ja, ich habe noch einmal alles angefangen. Ich habe alles in Zaire, was ich gehabt habe, dort gelassen. Ich musste in Kenia ein neues Leben anfangen. Suaheli, die Sprache muss ich lernen und die Kinder müssen in die Schule <u>00:32:16-0</u></p>
<p>Langzeit/ Zukunft/ im Hier und Jetzt- Orientierung/ Religion</p>	<p>I: Gibt es eine höhere Macht für dich? <u>00:54:55-6</u></p> <p>B: Kann sein. (lacht) <u>00:54:58-6</u></p> <p>I: Bist du religiös? <u>00:54:58-6</u></p> <p>B: Religiös, früher, aber nicht zur Zeit. Ich weiß es nicht. Ja, früher aber es ist von meinem Herz und auch, ich weiß es nicht, ich bekomme von Gott, ich weiß es nicht wo bekommen. <u>00:55:11-5</u></p> <p>I: Aber das ist nicht mehr sehr relig/ denkst du nicht an Gott? <u>00:55:15-6</u></p> <p>B: Nein, ich denke nicht so, ja, der Gott muss das dann/ Ja, ab und zu. <u>00:55:19-9</u></p> <p>I: Ab und zu. Aber du bist nicht religiös geworden? <u>00:55:24-0</u></p> <p>B: Nein, nein, nein. Aber, es kommt jemand, er hilft mich oder ich weiß es nicht. <u>00:55:32-8</u></p>

BESONDERHEITEN	
Individualismus/ Kollektivismus	In dieser kulturellen Dimension zeigen sich Kulturunterschiede. Für die afrikanische Kultur ist Kollektivismus entscheidend. Der Kollektivismus ist nicht nur auf die Kernfamilie beschränkt, er umschließt ein großes Beziehungsnetzwerk, der sogenannten Community, die auch in Österreich Halt und Orientierung für Afrikaner bietet. Die Bezeichnung Brüder und Schwestern gilt allgemein für alle Mitglieder der Community.
Makulinität/ Femininität	Durch die existentielle Bedrohung und durch die Abwesenheit ihres Mannes musste M.C. die Verantwortung für ihre Kinder und für ihre Familie übernehmen. Das Überleben stand im Vordergrund. Stark zu sein, kämpfen, Lösungen finden.
Langzeit- orientierung/ Religion	Hier kommt wieder die afrikanische Kultur zu tragen, die Gegenwart spielt eine große Rolle in dieser Kultur. Die Bedeutung der Religion ist zwiespältig. Obgleich christianisiert, kamen diese Werte während des Genozids nicht zum Tragen. Für M.C. spielt Religion kaum eine Rolle. Die Selbstverantwortung steht im Vordergrund.
Machtdistanz	Regeln bekommen in einem chaotischen System eine andere Bedeutung. Regeln müssen umgangen werden, um zu überleben. Sogar religiöse Werte, wie bei dem Beispiel des Moslems, der sie und ihre Familie in der Moschee versteckte. Dies zeigt eine außergewöhnliche Einstellung. Trotz allem zeigen sich auch in so einem unmenschlichen System humane Werte.

PTG-Dimensionen

(nach Tedeschi und Calhoun)

Name: M.C	Land/Kultur: Ruanda
DIMENSIONEN	RELEVANTE AUSSAGEN
Veränderungen in der Selbst- wahrnehmung	<p>I: Hast du die Tür schon aufgemacht? <u>01:00:27-5</u></p> <p>B: (lacht) <u>01:00:27-6</u></p> <p>I: Siehst du schon was schönes oder nicht schönes? Das musst du sagen. <u>01:00:32-6</u></p> <p>B: Ja, ich habe diese Tür aufgemacht. <u>01:00:37-9</u></p> <p>I: Wenn du die Tür aufmachst, was siehst du dann? <u>01:00:41-2</u></p> <p>B: Ich muss gute Sachen sehen. Sonst, wenn ich/ <u>01:00:44-6</u></p> <p>I: Siehst du da gute Sachen? Wenn du zum Beispiel jetzt sag ich 'Marie Claude, mach bitte die Türe auf.' Hast du Angst vorm Aufmachen oder sagst du/ <u>01:00:54-2</u></p> <p>B: Nein, ich habe keine Angst. <u>01:00:54-3</u></p> <p>I: Oder sagst du es ist was schönes dahinter? <u>01:00:58-1</u></p> <p>B: Ich denke, dahinter ist schöne Sachen. Weil ich denke auch, wenn die Leute sterben, viele Leute sind gestorben. Ich denke diese Leute, die kennen nicht die (unv.) in die ich höre. Ich denke, die bekommen auch schöne Sachen. Weil, es könnte unfair sein, es könnten die Leute, die sterben kleiner sind, größer sind. Warum diese Kleine oder dieser Junge sterben und die andere sterben mit Hundert Jahren. Einer der stirbt mit zwei Jahren, hat er seine Zukunft vor sich? <u>01:01:37-7</u></p> <p>I: Das heißt, da gibt es sicher etwas schönes? <u>01:01:39-9</u></p> <p>B: Ja. Muss ich so denken. Sonst, wenn ich negativ denke, ich bin schon hier. <u>01:01:50-1</u></p>

	<p>I: Das heißt, du kämpfst immer mit deinem negativen Denken auch? <u>01:01:53-8</u></p> <p>B: Ja, ja, ja. <u>01:01:55-8</u></p> <p>I: Und wenn solche Gedanken kommen, was machst du? Wenn so die negativen Gedanken/ <u>01:01:59-4</u></p> <p>B: Ja ich muss immer Lösung finden. Wenn ich beraten muss, ich muss mich beraten von jemand. Aber, ich muss probieren selber auch. Schauen, wie kann ich machen. Ja, ich bin. Es kommt immer Gedanke in meinen Kopf 'Aha, du bist vor dieser Situation, musst du deine Situation so schauen und dann musst du Lösung finden für diese Sachen.' Und dann, ich bin immer alleine gelebt. Ich bin wie alleine (unv.), wenn mein Kind krank ist, ich weiß wo, oder wenn ich bekomme zum Beispiel in Österreich. Ich habe Glück, bin ich gelandet bei Isop (lacht). Musst du wissen, wo sind denn die Institutionen. Wo kannst du zum Arzt. Das interessiert mich. Wo kannst du Arzt oder Gemeinde finden. Alles. Wo hast du dein Recht. <u>01:03:14-9</u></p> <p>I: Zum Schluss noch eine kurze Frage stellen. Bist du sehr stolz auf dich? <u>01:03:16-6</u></p> <p>B: Ja, ich muss. <u>01:03:18-3</u></p> <p>I: Hast du das Gefühl? Ich bin stolz? <u>01:03:23-2</u></p> <p>B: Ja, ich bin stolz. Sonst wenn ich nicht auf mich stolz bin, ich habe, ich bin, ja (lacht). <u>01:03:32-0</u></p>
Veränderung der Wahrnehmung von Beziehungen	<p>I: Was findest du den Sinn im Leben. Warum lebt man? <u>00:55:37-9</u></p> <p>B: (lacht) Ja/ <u>00:55:40-8</u></p> <p>I: Wofür lebt man? Du musst ja irgendwo einen Sinn gefunden haben. <u>00:55:43-5</u></p> <p>B: Ja, ich muss ja, aber/ <u>00:55:46-5</u></p> <p>I: Oder wie stellst du dir vor? <u>00:55:48-6</u></p> <p>B: Ja, ich kann mich vorstellen. Ja, du lebst, ja, dich selbst entwickeln, die Leute auch, mit den Leute oder deine Umgebung nicht so, kämpfen, kannst du kämpfen, aber nicht gewaltig. Ich bin kein gewaltiger Mensch, ich mache Freude und die Leute auch helfen. Ja, gut. <u>00:56:27-6</u></p>
Veränderungen in der allgemeinen Lebensphilosophie	<p>B: Nein, nein, nein, Vergangenheit ab und zu aber die Zukunft. Ich muss gerade schauen, ich muss, ja, gerade schauen. Ich schaue gerade, aber ich vergesse nicht meine Vergangenheit aber ich muss auch kämpfen. Ich muss kämpfen, ich kann nicht sagen 'Ja, ich bin alt, ich kreuze meine Hände.' Nein, ich muss immer kämpfen. Das Leben geht weiter. <u>00:57:06-8</u> B: Ja, ich habe vieles gesehen. Schlimmes, Gutes. Gute Leben, schlimmes Leben. (unv.) ich habe nichts gehabt. <u>00:57:25-1</u></p> <p>I: Hast du Angst vorm Leben? <u>00:57:28-4</u></p> <p>B: Angst, ich weiß, irgendwie, ich werde sterben. Wie jeder Mensch, ich werde sterben. Angst, ja und dann, ich sage manchmal 'Gott sei dank, ich bin hergekommen.' Ich habe Angst, wenn ich nichts, zum Beispiel, ja meine Kinder, ich habe ein kleines Kind. Wenn nichts zu essen und dann was hat/ Er wünscht sich dann, ja er kann nicht so hohe Sachen aber zum Beispiel er wünscht sich eine kleine Sache und ich kann nicht das leisten. Das macht mich/ Ja, ich habe alles bekommen, aber ich war auch in diese Lage, ich habe nichts gehabt. Aber trotzdem habe irgendwie was bekommen. Ich bin nicht gestorben und ich habe/ mein Leben ist weiter gegangen. Das muss/ <u>00:58:28-7</u></p> <p>B: ...ja, der Gott muss das dann/ Ja, ab und zu. <u>00:55:19-9</u></p>

	<p>I: bist du religiöser geworden? <u>00:55:24-0</u></p> <p>B: Nein, nein, nein. Aber, es kommt jemand, er hilft mich oder ich weiß es nicht. <u>00:55:32-8</u></p> <p>I: Wofür lebt man? <u>00:55:37-9</u></p> <p>B: (lacht) Ja/ <u>00:55:40-8</u></p> <p>B: Ja, ich muss ja, aber/ <u>00:55:46-5</u></p> <p>B: Ja, ich kann mich vorstellen. Ja, du lebst, ja, dich selbst entwickeln, die Leute auch, mit den Leuten oder deine Umgebung nicht so, kämpfen, kannst du kämpfen, aber nicht gewaltig. Ich bin kein gewaltiger Mensch, ich mache Freude und die Leute auch helfen. Ja, gut. <u>00:56:27-6</u></p> <p>B: Ja, ich habe vieles gesehen. Schlimmes, Gutes. Gute Leben, schlimmes Leben. ich habe nichts gehabt. <u>00:57:25-1</u></p> <p>Angst, ich weiß, irgendwie, ich werde sterben. Wie jeder Mensch, ich werde sterben. Angst, ja und dann, ich sage manchmal 'Gott sei Dank, ich bin hergekommen.' Ich habe Angst, wenn ich nichts, zum Beispiel, ja meine Kinder, ich habe ein kleines Kind. Wenn nichts zu essen und dann was hat/ Er wünscht sich dann, ja er kann nicht so hohe Sachen aber zum Beispiel er wünscht sich eine kleine Sache und ich kann nicht das leisten. Das macht mich/ Ja, ich habe alles bekommen, aber ich war auch in diese Lage, ich habe nichts gehabt. Aber trotzdem habe irgendwie was bekommen. Ich bin nicht gestorben und ich habe/ mein Leben ist weiter gegangen. Das muss/ <u>00:58:28-7</u></p> <p>I: Das heißt, du siehst auch wie schön das Leben</p> <p>B: Ja. <u>00:58:30-3</u></p> <p>I: wenn es ganz schlimm ist, es geht immer weiter... <u>00:58:38-2</u></p> <p>B: Ja, es geht immer weiter. Zum Beispiel, schlimmes kann passieren. Aber, ich muss die Lösung sofort finden. Ich muss nicht das denken/ Aber diese Sachen, die ich erlebt habe, die haben auch mir viel Kraft gegeben. Zum Beispiel kannst du sagen 'Heute deine Arbeit ist weg.' Aber es ist nicht das Ende des Lebens. Ich muss noch mal weiter Arbeit suchen, kämpfen. Ja, ich verstehe auch nicht, wenn du sagst 'Ja wenn ich keine Arbeit habe, mein Leben ist/ ich bin tot.' Nein, du bist nicht tot. Musst du kämpfen. Meine Leute, meine Umgebung sagt sie, musst du weiter kämpfen. Dein Leben geht weiter. Der stirbt, aber du stirbst nicht. Du musst weiter kämpfen, weiter gehen. Das ist es auch. Ich habe viele Sachen, schlimme Sachen erlebt aber trotzdem, ich kämpfe. Ich lache, sonst, wenn ich denke. Ich habe, zum Beispiel, du hast viele/ Ich habe viele schlimme Sachen erlebt. Ich könnte meine Arme kreuzen, so sitzen, nichts tun. Aber, ich muss. Es ist nicht das Ende meines Lebens. Wenn ich sterbe, ich werde kämpfen irgendwo, ich weiß. Aber wenn ich auf dieser Welt bin, ich muss kämpfen. In meine Zukunft schauen <u>01:00:20-3</u></p>
--	--

BESONDERHEITEN

Ihre Lebensphilosophie zeigt sich in diesem Interview nicht besonders verändert. Obwohl das existentielle Überleben nicht mehr im Vordergrund steht, ist doch den Alltag zu bewältigen (buoncy), was eine entscheidende Aufgabe ist. Hier wird auch Resilienz als Prozess sichtbar.

Die Selbstwahrnehmung hat sich offensichtlich am stärksten verändert. Das Bewusstsein der Stärke wird immer mehr von ihr erkannt. Gerade durch die salutogenetische Sichtweise und das Sichtbarmachen des Resilienzprozesses ist auch ein PTG-Prozess möglich. Mit der biographisch narrativen Interviewmethode kann das bewerkstelligt werden. Narrative biographische Interviews lösen meist Reflexionsprozesse aus. Die salutogenetische Sichtweise, die sich in der Eingangsfrage verbarg, bewirkte bei ihr das Wahrnehmen ihrer Ressourcen, ihrer Resilienz und auch den Mut auf ihre Stärke, Resilienz stolz zu sein.

Somit können biographisch-narrative Interviews mit einem ressourcenorientierter Ansatz als ein methodisches Instrument gesehen werden, das – besonders in der Beratung von Flüchtlingen/Migranten – gute Ergebnisse erbringen kann. Es muss aber darauf hingewiesen, dass dies nach Ansicht der Autorin nicht bei einer diagnostizierten PTSD (posttraumatisches Syndrom), besonders in der akuten Phase nicht ratsam wäre.

Wie weit Spiritualität doch eine Rolle spielt, ist in diesem Interview ist nicht eruiert. Aufgrund meiner

langjährigen Erfahrung in der Beratung von Flüchtlingen/Migranten könnte Spiritualität doch der Fall sein. Naturreligionen spielen auch in afrikanischen Kulturen eine besondere Rolle. Wieweit dies von ihr offenbart werden möchte, kann nur vermutet werden. Um Spiritualität/Religiosität auf die Spur zu kommen bedarf es nach Ansicht der Autorin der Methode der Tiefeninterviews.

DISKUSSION

Interpretation der Ergebnisse

Mit dieser Arbeit wurde versucht die Bedeutung des Faktors „Kultur“ für die Ausbildung von Resilienz und in weiterer Folge des posttraumatischen Wachstumsprozesses bei Migrantinnen, die Flucht, Migration erlebten herauszufinden. Wie gut sind Flüchtlinge in der Lage, die vorhandene Ressource „Kultur“ zum Erhalt oder zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit und ihres Wohlbefindens zu nutzen? Dies war der Orientierungsrahmen meiner vorliegenden Arbeit.

Mit den Konzepten von „Resilienz“ und „Posttraumatischer Reifung“ in Verbindung mit kulturellen Dimensionen wurde versucht, der Stärke, Widerstandskraft und Reifung in biographischen narrativen Interviews von weiblichen Flüchtlingen aus verschiedenen Kulturräumen auf die Spur zu kommen.

Ausgegangen wurde davon, dass die Entwicklung von Widerstandskraft eine Voraussetzung ist, Widrigkeiten des Alltags zu bewältigen. So ist Resilienz mehr als „Buoyancy“ wie die beiden Entwicklungspsychologen Martin & Marsh (2008) Resilienz im Alltag beschreiben. Resilienz ist auch mehr als Stärke. Resilienz hat einen Heilungsmechanismus. Eine Art psychisches Immunsystem, das seelische Schläge abfängt oder zumindest abfedert. Diese Stärke zu entwickeln, ist gerade für Menschen von großer Bedeutung, die traumatische Erfahrungen wie Missbrauch, Krieg, Folter oder Umweltkatastrophen überleben müssen und die es sogar schaffen, danach wieder psychisches Wohlbefinden zu erlangen, so wie es in den vier Biographien ersichtlich wurde.

Anhand der beschriebenen Definitionen (siehe S. 7-11) von Resilienz, PTG und Kultur wird sichtbar, dass,

Resilienz und PTG mit kulturabhängigen Einflüssen in einem größeren Ausmaß zu tun haben, als gemeinhin angenommen wird. Zwar taucht dieses Thema Kultur immer wieder in den verschiedensten Untersuchungen in Kulturstudien über Resilienz und PTG auf, aber bei Fragestellungen wie auch bei Auswertungen findet Kultur als prozessorientierter dynamischer Begriff, der von keiner eigenen kulturellen Einheit ausgeht, wenig Beachtung. Kulturen sind aber stets mit den aktuellen Lebensbedingungen verbunden. Das heißt, Kulturen, somit Menschen, verändern sich, vermischen sich, erzeugen wiederum hybride Kulturen.

Resilienz, Posttraumatische Reifung, in der Arbeit mit der englischen Bezeichnung PTG benannt haben Gemeinsamkeiten, die in den dynamischen, prozesshaften Komponenten liegen.

Das Hauptaugenmerk bestand in der vorliegenden Arbeit speziell darin, wie Resilienz und PTG unter dem Cross-Cultural Blickwinkel, das heißt aus einer kulturübergreifenden Perspektive anhand von biographisch narrativen Interviews mit weiblichen Flüchtlingen aus dem afrikanischen/eurasischen/südeuropäischen/asiatischen Kulturraum zu betrachten sind.

Wie schon im Hauptteil erwähnt wurde, durchdringt Kultur die wichtigsten Kategorien und Gruppen. Kultur beeinflusst die Art, wie wir Netzwerke aufbauen und die Bedeutung, die man ihnen zuschreibt. Kultur entscheidet, was an Kompetenzen, an Tätigkeiten geschätzt wird. Mehr als alles andere ist Kultur ein Teil der Schutzfaktoren, die dem Leben Bedeutung geben, die Werte, Ziele vermitteln und das Vertrauen, den „sense of coherence“, wie Antinovsky es beschreibt, im Menschen reifen lassen.

Interpretation der Ergebnisse

Die Schwierigkeit ein geeignetes Messinstrument zu finden, stand am Anfang bei der Auswahl der Methode.

Die Frage, die es zu beantworten galt:

Wie kann Resilienz sichtbar gemacht und gemessen werden?

Resilienz

- a. Wegen der Vielfalt an Resilienz-Definitionen ist es schwierig ein Verfahren zu entwickeln, das dasselbe Merkmal ermittelt. Schumacher et al., (2004) nennen als methodisches Problem, dass Resilienz nicht direkt, sondern über verschiedenen Faktoren, wie zum Beispiel solche, die das soziale Umfeld betreffen, erfasst wird. Autoren weisen auf den Mangel an Erhebungsinstrumenten für die direkte Erfassung von Resilienz hin, obgleich einige Messinstrumente wurden in den letzten Jahren publiziert, wie zum Beispiel die Resilience scale (Resnick et al.,2010)

PTG

Noch schwieriger ist es einen Schlüssel zu finden, wie mentale Stärke entwickelt werden kann, um gegen Krisen gewappnet zu sein und diese meistern zu können. Pioniere auf diesem Forschungsgebiet sind die Psychologen Richard Tedeschi und Lawrence Calhoun, Professoren an der Universität von North Caroline, USA. Mit ihren Scales (Stress-Related Growth Scale, Post Traumatic Growth Inventory) versuchen diese Forscher PTG zu messen und die Faktoren, die PTG ausmachen, sichtbar werden zu lassen.

Qualitative Methoden

Auch qualitative Methoden werden angewendet, sie scheinen jedoch wenig zuverlässig zu sein, wie es Linley und Joseph (2004) formulieren.

Fazit

Bei allen Untersuchungsmethoden stellt sich die Frage wie weit sind sie valide? Die wissenschaftlichen Untersuchungen stecken noch in den Kinderschuhen, besonders in Europa, um diese Frage zu beantworten.

Gewählte Methode

Trotz aller Kritik versuchte ich eine qualitative Methode zu finden, die es ermöglicht, Resilienz- und PTG- Prozesse bei Menschen aus verschiedenen kulturellen Kontexten, auf die Spur zu kommen.

Die Biographieforschung (Rosenthal, 1995) mit ihrem methodischen Instrument des biographisch-narrativen Interviews (Schütze/Rosenthal) schien mir geeignet für meine Fragestellung die nötigen Erkenntnisse zu gewinnen.

Die Art der Auswertung narrativer Interviews ist in der Regel auch durch Fragestellung der jeweiligen wissenschaftlichen Disziplin geleitet.

Da die Auswertung qualitativer Interviews nach der Methode der Rekonstruktion der Fallanalyse (Feinanalyse) von Fischer-Rosenthal einen zu großen Zeit und Ressourcenaufwand benötigt, so hat sich die Autorin in der vorliegenden Arbeit beim Erkennen und Zuordnen von Resilienzprozessen an den Kulturdimensionen des Kultursoziologen Hofstede sowie zur Erfassung von PTG an den fünf Dimensionen von Veränderungen an Tedeschi und Calhoun (1995) orientiert.

Dabei bin ich von folgenden Überlegungen ausgegangen:

- Kultur ist immer durch die Umgebung, durch das Umfeld erlernt
- Kultur ist stets mit den aktuellen Lebensbedingungen verbunden.
- Kultur ist ein Prozess. Kultur ist unabgeschlossen, prozesshaft und veränderbar.
- Kultur ist Veränderung
- Kultur verbindet

Hofstede hat in Bezug auf die Wertvorstellungen unterschiedlicher Kulturen, die folgende fünf verschiedene Bereiche des menschlichen und gesellschaftlichen Miteinanders (Kulturdimensionen) unterschieden. Bei den PTG relevanten Dimensionen wurden die fünf Bereiche der Veränderungen von Tedeschi & Calhoun für die Auswertung der Textpassagen angewandt.

Resilienz-relevante Dimensionen (Kulturdimensionen)

- Hohe/geringe Machtdistanz.
- Individualismus versus Kollektivismus
- Unsicherheitsvermeidung versus Risikobereitschaft
- Maskulinität versus Feminität
- Kurzfristige versus langfristige Orientierung/Religion/Spiritualität

PTG –relevante Dimensionen

Grundsätzlich kommt es zu folgenden Veränderungen:

- Veränderung der Lebensphilosophie
- Veränderung in zwischenmenschlichen Beziehungen
- Veränderung der Selbstwahrnehmung
- Veränderung im Wahrnehmen von Lebenschancen
- Veränderung im spirituellen Erleben

Design der Interviews

Das Design der Interviews war so aufgebaut, dass vier Frauen, die von einer Flucht/Migrationsgeschichte berichten als Teilnehmerinnen in Frage kamen.

Die Frauen kamen aus vier verschiedenen Kulturräumen

eurasische Kultur /Tschetschenien –

afrikanische Kultur/ Ruanda -

südosteuropäische Kultur/ Bosnien –

asiatische Kultur Myanmar (Burma)

Auswertung der Interviews

Die Interviews wurden im Wortlaut mit stellenweisen Zugeständnissen an die Lesbarkeit transkribiert. Der Hauptteil der Auswertung bestand darin die ermittelten Textpassagen inhaltlich zu analysieren, wobei nach relevanten Textstellen gesucht wurde, welche die kulturellen Dimensionen und Prozesse von Resilienz und PTG abbilden. Die Dimensionen der Teilnehmerinnen wurden untereinander verglichen, so dass Gemeinsamkeiten, Unterschiede sowie Zusammenhänge benannt und dargestellt werden können. Besonderheiten der Ergebnisse wurden hervorgehoben und welche dieser Dimensionen für die Darstellung von Resilienz und PTG bei den Teilnehmerinnen von Bedeutung sind. Die Autorin hat sich in der vorliegenden Arbeit hauptsächlich an den Kulturdimensionen des Kultursoziologen Hofstede orientiert. Dabei wird von folgenden Überlegungen ausgegangen: Hofstede unterscheidet in Bezug auf die Wertvorstellungen unterschiedlicher Kulturen folgende fünf verschiedene Bereiche des menschlichen und gesellschaftlichen Miteinanders (Kulturdimensionen):

Gemeinsamkeiten

Gemeinsamkeiten in den kulturellen Dimensionen nach Hofstede konnten zwischen der eurasischen Kultur (Tschetschenien), südosteuropäischen Kultur und der afrikanischen Kultur in den folgenden Bereichen gefunden werden.

Im Vordergrund steht die kulturelle Dimension Individualität/Kollektivismus.

Die Bedeutung des Kollektiven ist besonders in der afrikanischen Kultur ausgeprägt, dies ist auch im Interview von M.C. zu erkennen. Das Beziehungsnetzwerk umschließt mehr als die übliche Großfamilie (Freundeskreis). Das verbindende Element in der Gruppe ist zu „überleben“. Während in den südosteuropäischen/eurasischen/asiatischen Kulturkreisen sich wohl der Kollektivismus, jedoch in Form der Großfamilie durchsetzt. Allerdings ist zu bemerken, dass gesellschaftliche Systeme, die auseinander gebrochen (Bosnien) oder Nationen, die in Kämpfen noch verstrickt (Tschetschenien, Myanmar) sind, einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf die Dimension des Kollektivismus besitzen.

Das Vertrauen in die eigene kulturelle Gruppe wurde geringer, besonders wie es die Befragte Yi in ihrem Interview belegte. Ihre Begründung liegt darin, dass die Bevölkerung durch jahrelange Gewalterfahrungen erschöpft ist. Zusammenhalt wird abgelöst durch das individuelle „Überleben“. Religion wird immer mehr zum Bindeglied in der Gruppe.

Gemeinsamkeit besteht auch bei der kulturellen Dimension Machtdistanz zwischen eurasischer/afrikanischer/südosteuropäischer Kultur. Macht wird von den Teilnehmerinnen meist mit struktureller Gewalt in der Gesellschaft gleichgesetzt. Regeln sind in einem Gewaltssystem nicht mehr durchschaubar oder sie werden unwillkürlich von den jeweiligen Machthabern aufgestellt. Somit müssen Regeln umgangen werden und das Vertrauen in die eigene ethnische Gruppe wird hinterfragt.

Es zeigte sich besonders bei der afrikanischen Teilnehmerin wie Regeln umgangen werden müssen, um zu überleben. Gerade hier ist ein kultureller Bruch zu erkennen, der besonders für den Aufbau von Resilienz für die zukünftigen Generationen von Bedeutung werden kann. Ist für die drei Befragten noch die Familie, wo die Werte Respekt und Liebe mit Macht (Macht als Autorität) assoziiert werden, so stellt sich Frage, welches Bild die Jugend von Macht vermittelt bekommt. Seit ihrer Geburt wird sie mit Gewalt konfrontiert: Worauf kann die Jugend vertrauen, welche Art von Regeln werden ihr vermittelt, worauf kann sich die Jugend in diesen gesellschaftlichen Systemen stützen? Fragen, die lange noch auf Lösungen warten.

Im Bereich langfristiges Denken ist die Gemeinsamkeit in der Betonung des „Hier und „Jetzt“ und der Zukunft bei der eurasischen/südosteuropäischen/afrikanischen Kultur zu sehen.

Die Vergangenheit wird ausgeblendet. Es gibt fast keine Verbindung zwischen Vergangenheit-Gegenwart – Zukunft.

Der größte gemeinsame Nenner ergab sich bei Teilnehmerinnen beim Bildungshintergrund. Alle vier Befragten kamen aus einem Umfeld, wo Bildung einen hohen Stellenwert besaß. Alle Teilnehmerinnen, sowie deren Eltern und Geschwister haben ein Studium, eine Ausbildung erfolgreich abgeschlossen.

Unterschiede

Der größte Unterschied besteht zwischen der Teilnehmerin, die der asiatischen Kultur (Myanmar) angehört und den drei Teilnehmerinnen, die den drei anderen Kulturräumen angehören. Unterschied besteht auch in den kulturellen Dimensionen wie Machtdistanz, Unsicherheitsvermeidung, langfristiges Denken und die Bedeutung von Religion/Spiritualität.

Für die Teilnehmerin aus Myanmar haben Regeln, die den Alltag und das Leben betreffen, einen hohen Stellenwert. Die Machtdistanz ist sehr ausgeprägt. Höhergestellte wie Mönche, Lehrer, Eltern ist sichtbarer Respekt entgegenzubringen und Distanz zu halten. Dies konnte im Interview gut belegt werden. Die kulturellen Dimensionen Machtdistanz und Unsicherheitsvermeidung/Religion sind für die Teilnehmerin sehr bestimmend. Die kulturelle Differenz in Österreich erlebt sie bis dato noch als schwierig. Besonders beim Studium in Österreich hatte die Veränderung, die die kulturellen Dimensionen Machtdistanz und Unsicherheitsvermeidung betraf, zeitweise eine Überforderung für sie bedeutet.

Langsam wird eine kulturelle Änderung in diesen kulturellen Dimensionen, wie es im Interview belegt werden kann, erkennbar. Sich Einlassen müssen auf Fremdes, Unbekanntes wie zum Beispiel neue Lernformen, hat Risikobereitschaft mit sich gebracht, die Machtdistanz zu Lehrern verringert. Hier bewahrheitet sich die Hypothese, wie Kultur prozesshaft ist. In zwei kulturellen Welten zu leben und

sich zurechtfinden müssen, erzeugt Spannung, Auseinandersetzung mit Traditionen/Werten und dies löst wiederum einen Veränderungsprozess aus.

Ein weiterer großer Unterschied ist im Bereich Religion/Spiritualität, die das Leben der Befragten aus Myanmar bestimmt. Hier kommt ein bedeutender Unterschied zu tragen, der sie von den drei anderen Teilnehmerinnen unterscheidet.

Leid und Schmerz haben im Buddhismus große Bedeutung. Das bedeutet, dass Menschen in ihrem jetzigen Leben Leistungen, Anstrengungen erbringen müssen, um für ihr „nächstes“ Leben gerüstet zu sein.

Mit der Methode des biographisch narrativen Interviews und der Auswertung mit Textanalyse und Feinanalyse von Interviews könnte es möglich sein, kulturelle Brüche in ihrem Leben zu erkennen und die kulturellen Auswirkungen, die diese Brüche für sie und ihre Familie bedeuten könnten, zu erforschen. Dadurch kann die Auswirkung von Verlust der Werte/Traditionen/Religion, somit die Risikofaktoren aber auch die Schutzfaktoren beschreibbar werden. Das Aufzeigen der kulturellen Dimensionen, welche die Widerstandsfähigkeit fördern, ermöglicht die pathologische Betrachtungsweise, die auch leicht zu einem stigmatisierend werden kann, zu einer salutogenetischen Betrachtungsweise hin zu verändern.

Veränderungen der PTG Dimensionen

Bei allen vier Teilnehmerinnen zeigten sich kaum Veränderungen in Bezug auf ihre „Lebensphilosophie“. Um dieser Veränderung auf die Spur zu kommen, ist das biographisch-narrative Interview nicht die geeignete Methode. Hier sind aus meiner Sicht Tiefeninterviews zielführender.

Bei der Veränderung in zwischenmenschlichen Beziehungen kam es einerseits zu einer positiven Veränderung andererseits aber auch zu drei negativen Veränderungen. Bei der positiven Veränderung kam es wieder zu einer Annäherung an ihre angestammte ethnische Gruppe (Tschetschenien). Langsam baut die Befragte (1) wieder Vertrauen zu ihrer Gruppe auf. Durch Ruminieren findet eine Veränderung in ihrer Wahrnehmung von Beziehungen statt. Hier wird erkennbar, dass Ruminieren, das heißt, vom unbewussten bis zum bewussten Nachdenken wird eine Neubewertung und ein Wachstumsprozess auslöst. Negatives und Positives wahrzunehmen, kann als dialektisches Moment gesehen werden, das in Veränderungen auftritt.

Bei den anderen drei Befragten konnte man bemerken, dass das noch nicht der Fall ist. Misstrauen gegenüber Menschen aber auch Enttäuschungen, nicht dazu zu gehören, finden sich in den Interviews. Veränderungen im spirituellen Erleben/Religion waren bei allen vier Befragten nicht vorhanden.

Bei einer Teilnehmerin kam es zu einer Anpassung an die Religion, ausgelöst durch die Heirat. Der Druck der Familie, die Religion durch Tragen eines Kopftuchs anzuzeigen, kann derzeit nicht widerstanden werden.

Veränderungen im Wahrnehmen von Lebenschancen, wie auch in der Wahrnehmung der eigenen Stärke wurden bei allen vier Frauen deutlich erkennbar und konnte auch den Dimensionen von PTG ohne ersichtliche Schwierigkeiten zugeordnet werden.

Folgerung auf die untersuchte Problematik und den Stand des Wissens

Bestätigungen zur Hypothese

Aus den allgemeinen Ergebnissen ergaben sich folgende Bestätigungen für Hypothese:

- Kultur ist prozessorientiert und dynamisch. Kultur verändert sich, indem verschiedene Werte, Ideen und Lebensstile miteinander konkurrieren. Die kulturelle Praxis ändert sich, besonders mit Bildungsmöglichkeiten und mit der eigenständigen Rolle der Frau in der Gesellschaft, vor allem in städtischen Gebieten.
- Kultur steht in einem Wettbewerb
Das heißt, dass verschiedene Werte, Ideen, konkurrierende Lebensweisen versuchen die Führung zu übernehmen. Jede Kultur besteht aus einer Mischung von kulturellen Elementen aus anderen Kulturen, besonders durch die Globalisierung, Medien, Internet ausgelöst. Es entsteht eine „hybride Kultur“ (Dahl, 2001).
- Kultur ist Kommunikation
Kultur macht Kommunikation erst möglich, da Denkmuster, Gewohnheiten und Erfahrungen durch Kommunikation geteilt werden können und verständlich werden. Die Verständigung verbal und non-verbal ist für Resilienz und PTG für Flüchtlinge, die in einer „fremden“ Welt sich zurechtfinden müssen, von entscheidender Bedeutung.
- Kultur und die Veränderung des Zeitverständnis
Kultur ist mehr auf die Zukunft als auf die Vergangenheit gerichtet. Die kulturelle Vergangenheit kann nicht in die Zukunft führen, denn ein neues Zeitalter verdient neue Lösungen. Ein vollständiges Verständnis von Kultur und kultureller Prozesse erfordert sowohl die historisch-traditionelle als auch die dynamische Perspektive.
- Kultur und das Erbe
Kultur umfasst Werte, Normen, Regeln und Lebensweisen, die wir von der vorhergehenden Generation erhalten, und jede kommende Generation interpretiert diese neu und passt sie an das eigene Leben und die Gesellschaft an.
- Kultur und ihr Sinn und Zweck
Kultur ist gerichtet auf die Bedürfnisse, die Menschen haben, aber auch auf die Einsichten, Erfahrungen, die Menschen gemacht haben.

Dies konnte mit der Arbeit bewiesen werden.

Außerdem konnte mit dem biographisch narrativen Interview der Gestaltungszwang, wie es Schütze es beschreibt, in den Eingangserzählungen bei allen Interviews sichtbar werden. Die Rahmung der Interviews zog sich bei allen vier Teilnehmerinnen in der Eingangserzählung bis hin zur Schluss-erzählung wie ein roter Faden durch. Damit wurde die Theorie des Gestaltungszwanges im narrativen Interview von Schütze bestätigt.

Widerlegungen zur Hypothese

Die Hypothese konnte in folgenden Punkten jedoch nicht aufrecht erhalten werden:

Uneinheitliche empirische Lage

Zur Erfassung der Phänomene Resilienz/PTG kann die eingesetzte Methode die Komplexität derselben nicht gerecht werden, kann mit dem biographisch-narrativen Interview gut die Veränderung der kulturellen Dimensionen für die Bedeutung von Kultur für die Gesellschaft zur Bildung von Resilienz und PTG beitragen. Die gesellschaftlichen/ politischen/historischen Veränderungen haben einen starken Einfluss für die Bedeutung von Kultur auf Resilienz und PTG von Flüchtlingen.

Doch mit dieser Methode kann jedoch wenig über die persönliche Bedeutung der Teilnehmerinnen von Kultur zur Bildung von Resilienz und PTG ausgesagt werden. Wie tief kulturelle Dimensionen in den einzelnen Teilnehmerinnen verwurzelt sind, kann aus meiner Sicht mit der Methode von Tiefeninterviews und ethnopsychoanalytischer Vorgangsweise eruiert werden.

Ungeklärte Realitätsbezogenheit

Wieweit Kultur die posttraumatische Reifung (PTG) beeinflusst, ist mit dieser Arbeit auch nur ansatzweise möglich. Ob es sich um die „selbsttranszendierende, konstruktive Seite“ oder eine „selbsttäuschende, illusorische Seite“ (Tedeschi & Calhoun) handelt, ist nicht sichtbar geworden. Es kann nur vermutet werden. Besonders in einem Interview kam diese Vermutung auf. Die Aussage „Ich bin ein positiver Mensch“, kann beides bedeuten.

Nicht wahrnehmbare kulturelle Dimensionen

Die Zunahme von Religion/Spiritualität wurde überhaupt nicht in den Interviews sichtbar. Dies bedeutet jedoch nicht, dass es nicht zur Zunahme gekommen ist. Zu hinterfragen wäre dies im afrikanischen Kulturraum. Obgleich in Ruanda der Katholizismus vorherrscht, so könnten doch auch Naturreligionen (Witchcraft) eine Rolle spielen. Dies ist wiederum nicht aus diesen Interviews erkennbar. Besonders die Tradition Hexerei ist ein Abwehrmechanismus besonders in afrikanischen Kulturen, Diese Tradition kann auf Belastbarkeit/ Resilienz einen negativen wie aber auch einen positiven Effekt auf Menschen ausüben.

Witchcraft kann als ein Weg der traditionellen Gesellschaft gesehen werden, die Kontrolle über Glück, Leben, Tod besitzt, das heißt unvorhersagbare Ereignisse des Lebens beherrscht.

- Die jeweilige Kultur stellt jedoch den wichtigsten sozialen Einflussfaktor dar.
- Kultur besteht aus gelernten und organisierten Verhaltensstrukturen, die für eine bestimmte Gesellschaft relevant sind.
- Der Mensch wird durch den Sozialisierungsprozess zum Mitglied einer kulturellen Gesellschaft.
- Er wird mit sozialen Einstellungen und Rollenverhalten versehen.
- Der Mensch passt sich seiner Gruppe an, indem er Verhaltensweisen lernt und Werte vermittelt bekommt, die in der Gruppe wertgeschätzt werden.
- Sozialisation und Kultur sind somit untrennbar verbunden

Neue Fragestellungen

Auch wenn mit qualitativen Methoden nicht die persönliche Komponente von Resilienz/PTG in Verbindung mit Kultur ausreichend erklärt werden kann, so können qualitative Methoden hypothesengenerierend sein und neue Fragestellungen in die Forschung einbringen.

Die Auswirkung von gesellschaftspolitischen/historischen Strukturen und deren Veränderungen müssen bei der Frage, ob die Kultur eine Bedeutung für Resilienz und PTG spielt, mit bedacht werden.

- Das Besondere in dieser Arbeit sehe ich im Aufzeigen der kulturellen Veränderungen im Leben von Flüchtlingen, die zwischen zwei Welten immer wieder ihre Resilienz unter Beweis stellen müssen. Die Entwicklung von PTG hängt stark davon ab, ob sie einen Sinn im Leben (wieder)finden.
- Veränderungen in der Kultur scheinen sich mit meinem Messinstrument tatsächlich nachweisen zu lassen.
- Die Bedeutung, die gesellschaftlich/politische/historische Strukturen für die Veränderungen von Kulturen auslösen, wird durch die Veränderungen in den kulturellen Dimensionen sichtbar.

Diese Veränderungen konnten mit der Methode des biographisch narrativen Interviews und in der Auswertung durch Kategorisierung in Bezug auf kulturelle Dimensionen und PTG Dimensionen belegt werden. Die Veränderungen wirken sich somit auf den Resilienzprozess, wie auch auf den PTG Prozess aus. Die Lebensphilosophie ändert sich, die Wahrnehmung von eigener Stärke wird stärker wahrgenommen. Stolz auf die eigene Stärke, all diese schweren Situationen gut bewältigt zu haben, kam bei den Befragten auf.

Kulturelle Hybridität ist eine Metapher für kulturelle Vermischung. In diesem Sinne weist sie darauf hin, dass es keine einheitliche, stabile und abgeschlossene Kultur gibt, sondern dass jede Kultur grundsätzlich ambivalent und vermischt ist.

Kultur ist und war nie homogen, hier muss zwischen Kultur und Nation unterschieden werden. Nationale Kulturen stellen sich weiterhin als homogen, in einheitlicher abgeschlossener Form dar. Kultur ist vielfältig, sie ist differenziert und ein komplexes System. Sie umfasst unterschiedliche, Systeme, Bedeutungen, Werte, Traditionen, die sich vernetzen, verknüpfen, aber auch gegenseitig abstoßen. Kultur ist ein dynamisches System, das ständig in Bewegung ist. Kultur ist prinzipiell instabil (Bronfen/Marius, 1997).

Transkulturalität, die sich aus der kulturellen Hybridität entwickelt, ist somit keine neue Weltkultur, sondern bezieht sich vielmehr auf die Entwicklung einer Kultur, die durch ihre Vielfalt, die nationalen Grenzen überschreitet. Die Bedeutung dieser Veränderungen sollte in der Forschung über Resilienz und PTG mit bedacht werden.

Eigenkritisches

Allgemeines

Fehlendes theoretisches Konzept

Kritiker der Studien über PTG weisen aber darauf hin, dass noch keine wissenschaftlichen Ergebnisse bestehen. Es bleibt ein fehlendes theoretisches Konzept, obgleich es zahlreiche Studien gibt. Das Interesse der Forschung über PTG besteht in der konkreten Umsetzbarkeit und in einer genauen Theorie. Weitere Forschungen sind noch nötig.

Fragwürdige Systematik

Die meisten Studien finden keinen systematischen Zusammenhang zwischen Berichten von PTG und psychischer Anpassung.

Hinterfragung der Messungsinstrumente

Wieweit ist auch bei biographisch-narrativen Interviews die Stichprobe zu klein? Aus meiner Sicht müsste sie größer angelegt werden.

Grenzen der biographisch-narrativen Methode

Erlebtes und Nicht- Erlebtes.

Diese Trennlinie erkannt zu haben, konnte nicht erfüllt werden.

Dies kann einerseits mit Verständigungsschwierigkeiten in Verbindung gebracht werden, andererseits mit Abwehrmechanismen seitens der Teilnehmerinnen, mit dem Anspruch mit „selbsttäuschen“, „abspalten“, „ablenken“ das zugefügte, erlebte Leid zu lindern und den Schmerz weniger zu spüren. Dies ist aus der Sicht der Autorin mit Tiefeninterviews besser zu lösen.

Grenzen der Auswertung

Die Methode der Rekonstruktion, insbesondere der Fallanalyse (Rosenthal/Fischer), wo durch Text/Thematische Feldanalyse sowie Feinanalyse die Kontrastierung der erlebten und erzählten Lebensgeschichte möglich wird, ist eine Ressourcenfrage, die von der Autorin leider in diesem Rahmen nicht erfüllt werden konnte.

Grenzen des Erzählens – Grenzen des Verstehens

Wie die Erzähler die aktuelle Kommunikationssituation während des Interviews auffassen und nutzen, um sich mit ihren Erinnerungen, Erfahrungen auseinanderzusetzen, hängen von verschiedenen Faktoren ab.

Wie sie zum Beispiel die eigenen Erfahrungen in sprachliche Äußerungen gebracht haben, ist eine nicht zu unterschätzende Leistung und stellt ein wichtiges Stück Identitätsarbeit dar. Die Frage, wie weit die Teilnehmerinnen „Interview“ erfahren“ waren, und ob sich das positiv oder negativ auswirkte, dies kann in dieser Arbeit nicht beantwortet werden.

Grenzen des gegenseitigen Vertrauens

Wie viel ist unbewusst, wie groß ist das Vertrauen der Teilnehmerinnen in diese Methode, die Angst etwas preiszugeben, dass sie, ihre Familie in Gefahr bringen könnte. Wer es einmal erleben musste, dass beste Freunde verraten, denunzieren, der/die ist sicherlich auf der Hut vor unbedachten

Äußerungen. Auch ihre Angst, ihre Gefühle in einer fremden Sprache ausdrücken, ist dabei nicht zu unterschätzen.

Wie weit auch mein Vorwissen über die Teilnehmerinnen von Vorteil ist, müsste näher betrachtet werden. Ist eine gewisse Abstinenz eher von Vorteil, oder doch ein Nachteil. Menschen aus anderen Kulturen gehen mit Emotionen verschieden um, wenig Emotionen zu zeigen, kann auch als arrogant aufgefasst werden.

Resümee

Fazit: es sind mehr Fragen als Antworten aufgeworfen worden.

- Wie erkenne ich anhand einer vorliegenden Lebensgeschichte Resilienz?
- Reicht meine Wahrnehmung, dass meine Gesprächspartnerin, offen über ihr Leben erzählt und aus meiner Sicht eine zufriedenstellende Gesundheit und positive Lebenseinstellung besitzt. Irgendetwas muss diese Einstellung ja bewirkt haben. Lässt dieses „irgendetwas“ auf Resilienz schließen?
- Reicht die Selbstaussage, es schwer gehabt zu haben, aber bei allen Härten nie aufzugeben, auf etwas Höheres sei es Gott oder Allah oder Buddha zu vertrauen.
- Woher kommt dieses Gottvertrauen und kann ich daraus Resilienz ableiten?
- Reicht es, Schutz- und Risikofaktoren zu identifizieren und sie zu addieren und zu vergleichen?
- Wie nahe komme ich damit der biographischen Resilienz?
- Ist es überhaupt möglich dem Erleben nahezukommen?
- Resilienz ist wohl so komplex wie das Leben, in dem es zu finden
- Kann man am Ende einer zielgerichteten analytischen Suche feststellen, ob eine resiliente Lebensgeschichte „entdeckt“ wurde oder nicht?
- Kann der Resilienz -Begriff bezogen auf eine Biographie generalisiert werden?
- Zunächst werden mehr Fragen aufgeworfen als Antworten gegeben.
- Diese Fragen sind aber wichtig für die Diskussion des Konzeptes, weil sie zeigen wie weitgefächert die Zugänge zum Resilienz-Begriff sind.

Anregungen zu weiterführenden Arbeiten

Gerontopsychologie

Staudinger und Greve haben die Resilienzforschung in den Kontext der Psychologie der Lebensspanne aufgenommen, womit das Phänomen der Resilienz Eingang in die Gerontopsychologie gefunden hat (1999). Das bedeutet, dass die Persönlichkeit sich über die gesamte Lebensspanne entwickelt und nicht mit dem Eintritt in das Erwachsenenalter abgeschlossen ist, und dass über die gesamte Phase des Erwachsenenalters hinweg Ressourcen zur Bewältigung neuer Anforderungen aktiviert werden können. Alte Menschen haben Lebenserfahrungen, welche als Resultat auf die zahlreichen Anstrengungen und erfolgreichen Bewältigungen und das Vermögen mit all den Schwierigkeiten des Lebens zurechtgekommen zu sein, gesehen werden kann.

Geschlechtsspezifische Effekte

Werner (2005) weist darauf hin, dass in der zukünftigen Resilienzforschung der geschlechtsspezifische Effekt nicht außer Acht gelassen werden soll. Gerade bei Frauen zeigt sich häufig, dass Resilienz im Laufe des Lebens eher auftritt.

Genetik

Ein weiterer Aspekt ist im Einfluss der Genetik auf die Entstehung von Resilienz zu sehen (vgl. Marinschek). Luthar et al. (2000) fordern für die zukünftige Forschung im Resilienzbereich, die Ergebnisse der Studien immer nur auf jene Bereiche einzugrenzen in welchen Resilienz belegt wurde.

Aktivierung von Resilienz

Auch wurden Längsschnittstudien im Bereich der Resilienz als problematisch angesehen. Bezugnehmend, dass Resilienz ein sich dynamisch entwickelndes Konstrukt darstellt, muss auch davon ausgegangen werden, dass ehemals resiliente Menschen nach schwierigen Zeiten wieder zu ihrer resilienten Anpassung „zurückfinden“ können.

Die Bedeutung von interdisziplinärer Forschung

Für die Resilienzforschung ist wie auch auf anderen Gebieten von Forschung, eine interdisziplinäre Forschung wichtig. Die verschiedenen Zugänge und Sichtweisen können die Resilienzforschung in Europa bereichern.

Gesundheitswissenschaften

Bedeutung für die gesundheitswissenschaftliche Praxis: Die Übergangsphase in der Migration zwischen zwei kulturellen Welten kann eine wichtige Zeit zum Gesunden, zu einer persönlichen Reifung und Wertschätzung des eigenen Lebens werden. Aber sie birgt auch nicht zu unterschätzende Risiken, die das Leben der Flüchtlinge beschweren und wo vorhandene Resilienz schwindet. Aufgabe der Gesundheitswissenschaften könnte es sein, Konzepte zu entwickeln, wie Übergänge begleitet werden können. Gerade in den Übergängen sind Flüchtlingen gesundheitlich gefährdet, da die Veränderungen Stabilität, Identität der Flüchtlinge schwächen. Dies kann bis hin zur „Entwurzelung“ führen. Die Gefahr, posttraumatischen Belastungsstörungen unterworfen zu werden, wird dadurch erhöht. Durch weitere Forschung innerhalb der Gesundheitswissenschaften kann die Vermittlerposition zwischen „der alten Kultur“ und „neuen“ Kultur eingenommen werden.

Eine große Bedeutung für Gesundheit ist in einem positiven Selbstwertgefühl zu sehen und sich nicht hilflos und ausgeliefert zu sehen. Die salutogenetische Betrachtungsweise in der praktischen Arbeit mit Flüchtlingen stärker einzunehmen, hat sich mit meiner Forschungsarbeit bestätigt und ist mir durch diese Arbeit ein Anliegen geworden.

Psychotherapie/ psychosozialer Beratung

Welche Bedeutung Resilienz und PTG in der Psychotherapie haben, sind Fragen, die stärker gestellt und diskutiert werden müssen. Dies benötigt allerdings, dass ein Diskussionsprozess in Gang gesetzt wird.

Bildungswissenschaften

Um die Zukunft meistern zu können, benötigen wir resiliente Menschen, so beschreiben es Bildungswissenschaftler. Resilienz ist und soll vermehrt in der Zukunft eine Schlüsselkompetenz werden und in verschiedenen Auswahlverfahren eingesetzt werden. Doch die Gefahr könnte darin bestehen, dass das Thema Resilienz eine Leistung des Einzelnen werden muss, wie es derzeit schon für das Thema Gesundheit gilt. Jeder ist seines Glückes Schmied, man muss sich nur genügend anstrengen. Die soziale Verantwortung wird in diesem Betrachtungskontext vernachlässigt.

Alterswissenschaften

Das Resilienzmodell geht davon aus, dass resiliente Denk- und Verhaltensweisen im Prinzip in jedem Alter erlernt werden können bzw. dass es ein Leben lang möglich ist, sich Ressourcen zu verschaffen, welche helfen Krisen, zu überwinden (Langner, Leypold, 2009). Das Paradigma impliziert einen Perspektivenwechsel: weg von einem Defizit-Modell hin zu einem Ressourcen- bzw. Kompetenzmodell.

Gerade in den nächsten Jahren wird das Thema „das Alter und dessen Auswirkung auf Flüchtling/Migranten“ immer stärker in Österreich diskutiert werden und es müssen Lösungsmöglichkeiten auf entstehende Probleme gesucht werden. Dabei geht es nicht darum, Menschen, die einem großen Risiko ausgesetzt sind ausfindig zu machen bzw. zu erkennen, welche Fakten und Bedingungen vor einer ungünstigen Entwicklung schützen können. Sondern das Ziel ist es im Besonderen, Menschen im Hinblick auf zukünftige Belastungssituationen stärker zu machen.

Kulturwissenschaften

Wie Antonovsky in seinem „sense of coherence“ es beschrieb und formulierte, gilt es, Vertrauen gegenüber den Anforderungen des Leben zu entwickeln, welche das Schicksal für uns bereit hält, und zwar dank der eigenen Ressourcen, die verfügbar sind, aber auch als solche erkannt werden müssen. Die Vorhersagbarkeit und Erklärbarkeit sind nötige Voraussetzungen, um einen sense of coherence ausbilden zu können. Entscheidend ist, einen Sinn im Leben zu finden und die Anforderungen als lohnend einzustufen.

Gerade Kultur, die Werte, philosophische/religiöse Weltbilder vermittelt, trägt einen wesentlich Beitrag zum Sinn des Lebens bei.

Migrationswissenschaften

Stutz (2002) weist darauf hin, dass die meisten Untersuchungen über die Kultur der Einwanderer nur in der ersten und zweiten Generation untersucht würden. Ein Mehr an Forschung über die langfristigen Auswirkungen wär jedoch notwendig.

Kultur eine Ressource für Resilienz und PTG

Das Bewusstsein über die eigene Kultur ist Voraussetzung für die Entwicklung von Resilienz. Kultur ist ein wichtiger Teil der Identität. Und Identität ist ein zentraler Teil unserer Persönlichkeit. Das Trennen von der eigenen Kultur kann Menschen verwundbar machen und weniger belastbar. Das Aufzwingen einer Kultur, indem der Minderheit ihre Kultur verbieten, wegnehmen oder anerkennen erzeugt schwerwiegende Probleme. Wenn Menschen ihrer Kraft beraubt sind, werden sie verwundbar, weil sie nicht jene kulturellen Stärken gewinnen, die Generationen von ihnen erworben haben. Menschen, die, die Regeln und Normen ihrer neuen Kultur, ohne dabei ihre eigene Sprache, Werte und soziale Unterstützung verlieren, sind widerstandsfähiger (Stutz et al. 2002), als diejenigen, die nur ihre eigene Kultur bewahren.

Zusammenfassend kann gesagt werden:

Kultur kann eine Ressource für Resilienz und PTG darstellen. Das gegenseitige Kennenlernen von Kultur, den Kulturprozessen und des eigenen kulturellen Geworden- Seins sowie der eigenen kulturellen Entwicklung können Wege sein, Menschen aus verschiedenen Kulturen belastbarer, widerstandsfähiger werden zu lassen.

- Wenn Menschen sich in zwei Kulturen bewegen können.
- Wenn sie beide Sprachen sprechen.
- Wenn sie um das Verhalten und die Regeln wissen und warum Menschen in der ihnen fremden Kultur sich so verhalten.
- Wenn es einen gegenseitigen Respekt zwischen Kulturen gibt, so dass sich ein Mensch aus einem anderen Kulturraum sich frei in dem ihm fremden Kulturraum bewegen kann, ohne sich zu verstecken und seine Kultur zur Gänze aufgeben muß.

Dann kann Sicherheit und Aufbau von Vertrauen, die für das Entstehen von Beziehungen erforderlich sind, entstehen.

Dies sind die Voraussetzungen um Resilienz und PTG Prozesse (weiter)entwickeln zu können.

Schlusszitat

„Das Exildasein ist zwar eine bittere Realität, aber doch nicht die absolute und unabdingbare Daseinsform des Menschen-in-der-Welt-Seins. Mitten im geschichtlichen Winter strahlt die Sonne eines unbesiegbaren Sommers. Das Licht des Lebensmutes und der Lebensbejahung überstrahlt die Verzweiflung des Menschen angesichts der Ausweglosigkeit und Irrationalität seines absurden Daseins.“ (Albert Camus, nach Roland Doschka, 2003)

QUELLENVERZEICHNIS

Bücher

Antonovsky A.: Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen 1997

Auhagen E.: Positive Psychologie: Anleitung zum „besseren“ Leben. Beltz 2005

Baltes et al. : Handbuch zur Erfassung von weisheitsbezogenem Wissen. Dtsch/Englisch:
Ursula M. Staudinger, Jacqui Smith and Paul B. Baltes Max-Planck Inst.: Für
Bildungsforschung. Taschenbuch 1994

Calhoun L./Tedeschi R. et al.: Handbook of Posttraumatic Growth: Research and Practice.

Routledge 2006

Doschka R.: Naturmythos und Geschichte im Werk von Albert Camus. Tübingen 2003

Erdheim M.: Das Eigene und das Fremde. In: Psyche 46. Stuttgart 1992

Erikson, E. H.: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt/M. 1959

Fischer-Rosenthal. W.: Handbuch der qualitativen Sozialforschung. München 1991

Freud S.: Das Unbehagen in der Kultur (1930). In Studienausgabe III. Frankfurt/M 1982

Grinberg, L./Grinberg R.: Psychoanalyse der Migration und des Exils. München. Wien 1990

Hein K.: Hybride Identitäten. transcript Verlag Kultur und soziale Praxis. Bielefeld 2006

Hofstede G.: Lokales Denken, globales Handeln. Kultur, Zusammenarbeit und Management.
München 1997

Kirmayer L./Lemelson R./Barad M.: Understanding Trauma. Integrating biological, clinical, and
cultural perspectives. Cambridge 2007

Leypold H.: Das Resilienzmodell als bestimmter Einflussfaktor für erfolgreiche Organisation
und Personalentwicklung. Soziale Arbeit. Schriften der Fakultät für Sozial-
Verhaltenswissenschaften an der SRH Hochschule Heidelberg, Berlin 2009

Maercker A.: Posttraumatische Belastungsstörung. Springer 2003

Maercker A./Rosner R.: Psychotherapie der posttraumatischen Belastungsstörungen:
Krankheitsmodelle und Therapiepraxis. Thieme 2009

Nuscheler F.: Nirgendwo zu Hause: Menschen auf der Flucht. Baden-Baden 1984

Rosenthal G. ...wenn alles in Scherben fällt. Opladen 1987

Sharan B. M.: Qualitative Research. A Guide to Design and Implementation. San Francisco 2009

Schütze F.: Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 3 1983

Schütze, F.: Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien. Arbeitsberichte und
Forschungsmaterialien Nr. 1 der Universität Bielefeld 1977

Schwammer R.: Migration und Bildung. Unveröffentlichte Dissertation. Karl-Franzens-
Universität Graz, 1999

Tedeschi R.:G./Calhoun L.G./Park Crystal L.: Posttraumatic Growth.Positive

Changes in the Aftermath of Crisis. 2. Aufl., New Jersey 1998

Thomas A.: Kulturvergleichende Psychologie. Hofgreffe 2003

Trompenaars F.: riding the Waves of Culture: Understanding Cultural diversity in Business.
Random House Business books, Februar1993

Trommsdorff G. et al. : Sozialisation im Kulturvergleich. Der Mensch als soziales und
personales Wesen, Band 10, Stuttgart 1998

Weiss T./Berger R.: Posttraumatic Growth and Culturally Competent Practice. New Jersey 2010

Welter-Enderlin R./Hildenbrand B.: Resilienz-Gedeihen trotz widriger Umstände. Carl von Auer
Heidelberg 2010

Wadenpohl S.: Demenz und Partnerschaft: Resilienz: Stabilität trotz Risiken
Freiburg 2010

Werner E.: Cross cultural Child Development . A view from the planet earth. Monterey CA 1979

Werner E./R.S. Smith: Journeys from Childhood to midlife: Risk resilience and recovery.
Cornell University Press 2001

Buchkapitel

Erdheim M.: Das Fremde- Totem und Tabu in der Psychoanalyse. In: Streeck, U. (Hrsg.):
Das Fremde in der Psychoanalyse. München 1993 b

Gunnestad A.: Resilience in a Cross Cultural Perspective. How resilience is generated in different
cultural. In: Gunnestad. Children´s rights in early Childhood education. Report,
Trondheim 2003

Masten A.S. : Resilienz in der Entwicklung. In: Roper G./C. von Hagen&Noam G. (Hrsg).
Entwicklung und Risiko. Stuttgart 2001

Merry S.: Changing rights, changing culture. In: Cowan J.K., Dembour M.B, Wilson: Culture and
Rights. Cambridge 2001

Rutter M.: Psychosocial resilience and protective mechanism. In: Master R. et al.: Risk and protective
factors in the Development of Psychopathologie. Cambridge 1990

Zeitschriftenartikel

Martin A.& Marsh: Workplace and Acadmic Buoyancy. In: Assessment and Construct Validity
Amongst School Personnel and Students. Journal of Psychoeducational Assessment; 2008:
S. 168-184